Briefe

eines

alten Preuſſiſchen Officiers

verſchiedene

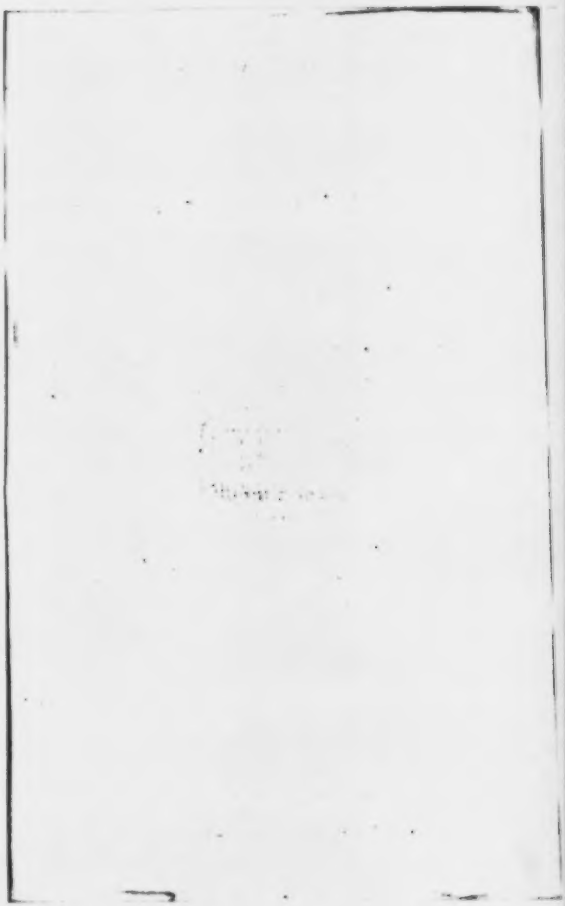
Characterzüge

Friedrichs des Einzigen

betreffend.

Mit Rückſicht auf das Zimmermannſche Werk
über eben dieſen Gegenſtand

Hohenzollern 1790.



Erſter Brief.

Sie ſind ſehr gütig, liebſter Freund, daß Sie in ihrem letzten Schreiben äußern, Sie wünſchten einige Bemerkungen von mir über den großen Friedrich zu leſen. Wer ſollte es wol wagen, noch etwas zum Lobe dieſes in allem Betracht ſo einzigen Sterblichen zu ſagen, nachdem Guibert alles Große, alles Erhabene, was ſich von ihm ſagen läßt, ſo meiſterhaft, ſo unnachahmlich in ſeiner Lobrede vorgetragen hat. Lange hat mich nichts mehr gedemüthigt, als daß ein Ausländer den deutſchen Gelehrten, den Ruhm: Friedrichs Lobredner zu werden, entreiſſen mußte; denn ſie werden doch gewiß auch eingeſtehen, daß alles, was zeither noch über dieſen Gegenſtand aus

deutschen Federn floß, sich zu dem, was der vortrefliche Guibert schrieb, kaum so verhält, wie der jüngste deutsche Wein zum besten Tokayer. Lag es an gutem Willen? Wollte kein Deutscher sich an diesen erhabenen Gegenstand wagen? War unsere Sprache zu arm, so viel Schönes in einer solchen zusammengedrängten Kürze hervorzubringen? Kannte kein deutscher Gelehrter den Mann so ganz, wie jener Fremdling? Oder aus welchem andern Grunde geschah es, daß man einen Franzosen auftreten ließ, um dem Manne, der unter uns lebte, der unser Stolz und unsere Zierde war, die einzige Lobrede zu halten, die ihm gehalten wurde. Gewiß dieser Franzose hat dadurch über die deutsche gelehrte Welt, einen eben so entscheidenden, ihr ewig Schande machenden Sieg errungen, als Friedrich bei Roßbach über das gallische Heer erfocht. Wer sollte dreist, oder gar unverschämt genug seyn, eine noch mehr bis zum lächerlichen, genaue Lebens- und Sittenbeschreibung des großen Königs machen zu wollen, als sie uns Herr Büsching geliefert hat; dem es auch nicht unwürdig schien, der Nachwelt bekannt zu machen, wie oft sich Friedrich die Nägel abschnitt? Und wen sollte nicht beinahe anfangen zu ekeln, noch etwas

was über diesen Gegenstand zu hören, wenn man alles das gelesen hat, was der edle Ritter Zimmermann in seinen poßirlichen Fragmenten darüber erzählt. Da Sie indessen von mir weder eine Lobrede, noch ein Tagebuch von dem 73jährigen Leben des Königs verlangen, sondern nur über eins und das andere meine Gedanken zu hören wünschen, so will ich Ihre Bitte erfüllen.

Sie fragen mich, was man sowohl während, als auch gleich nach dem siebenjährigen Kriege in Sachsen vom König dachte. Ich kann Ihnen hierauf nichts anders antworten, als: man bewunderte ihn; man klagte über die Härte, mit der er, besonders in den letzten Jahren des Kriegs, das Land drückte; aber mit thränenden Augen sagte man beinahe einstimmig: er ist doch der größte König; und sieben Achtheile der Einwohner hätten sich für ihn zerreissen lassen, noch damals, als sie in dem Winter von 1762 zu 1763 durch den damaligen Obersten von Anhalt, den der König das Beitreiben der Contributionen übergeben hatte, unmenschlich behandelt wurden. Man sah an ihm nur immer den Held, den Sieger, den Weisen, aber fast nie den grausamen, den partheiischen

schen, den gewöhnlichen Mann. Man liebte ihn in Sachsen so enthusiastisch, daß man es sich mit Lächeln erzählte, daß er im Winter von 56 bis 57, wo er in Leipzig im Quartier lag, diejenigen Wachslichter, die er sich in ungeheurer Menge von der Stadt liefern ließ, und also nicht zu seinem Gebrauch verwenden konnte, sorgfältig einpacken und nach Berlin gehen ließ, um auf diese Art an den Hofhaltungen seiner Mutter und Gemahlin auch das Licht zu sparen. Dem ganz in Bewunderung versunkenen Sachsen, entfuhr darüber kaum hier und da ein witziger Einfall. Wie ganz anders würde man geschrien haben, wenn ein anderer Mensch als gerade der große Friedrich das Eroberungsrecht so weit hätte ausdehnen wollen.

Man verschwieg sogar die Dinge, die einen unangenehmen Schatten über das in lauter schönem Lichte glänzende Bild hätten verbreiten müssen. Stellen Sie sich vor, daß ich erst neun Jahr nach dem Hubertsburger Frieden folgende Anekdote erfuhr.

Der König lag Anno 57, während seines Marsches aus dem Winterquartieren nach Schlesien, auf dem Gräfl. v. Brühlischen Gute Krogwitz, mit seinem

ersten Bataillon Garde auf dem Schloß und den dasigen Wirthschafts-Gebäuden. Nachdem er und sein Bataillon sich 24 Stunden lang daselbst recht wohl befunden hatten, riß ihn sein allerdings gerechter Haß gegen den Besitzer des Guts so hin, daß Friedrich beim Herausgehen aus dem Zimmer, mit eigener Hand, eine auf einem Tisch stehende Singuhr zerschlug. Er stieg zu Pferde, fand das Bataillon schon im Gewehr und kommandirte an dasselbe: das Gewehr ab. Darauf sagte er: „allons Bursche, gehet hinauf in das Schloß und räumt auf. In dem Zimmer, worin ich geschlafen habe, werdet ihr sehen, wie man es machen muß." Die Leute stürzten sich ins Schloß und zertrümmerten alles, was sie konnten. Nach Verlauf einer Stunde ließ der König Appel schlagen: die Leute kamen mit Stücken der abgerissenen Tapeten, mit ganzen Armen voll halb zerbrochenen Porzellains, und mit zerbrochenen Meubles bepackt wieder zusammen. Das Bataillon ward wieder gestellt, und eben wie abmarschiert werden sollte, sahe sich der König mit einer Art von Zufriedenheit um. Wie er bemerkte, daß die Fenster im Schloß noch ganz waren, sagte er halb lachend: „aber was Teufel Bursche, was

habt ihr gemacht? Man sieht ja gar nichts von eurem Haushalt. Das Gewehr ab! marsch. Nun lief das erste Bataillon des Preussischen Heeres, das unter den Augen des großen Feldherrn selbst zum Muster der Ordnung und guten Disciplin gebildet wurde, gleich einer Rotte böser, ungezogener Straßenbuben wieder in das Schloß, in welchem, meiner Meinung nach, ein großer Theil von Friedrichs Ruhm begraben lag; und zerschmetterte alle Fenster. Der König lachte während dieser elenden Expedition; rief selbst wieder heran; sagte: nun ists gut; und marschierte mit seiner in diesem Augenblick zur Räuberbande herabgesunkenen Leibgarde ab. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich diesen schrecklichen Auftritt nie erfahren hätte: aber ich nähme keinen Preiß dafür, daß ich nicht gesehen hätte, mit was für edlem Unwillen, die Officiers, die bei demselben gegenwärtig gewesen waren, ihn zwölf Jahre nachher noch erzählten.

Reimen Sie, wenn sie können, dieses Verfahren mit jenem Gedanken zusammen, in welchem der König sich selbst sein Urtheil spricht, wenn er in einer Stelle seiner Oeuvres du Philosophe de Sans - Souci sagt:

Tout

Tout Géneral cruel qui pille et qui ravage;
Qui permet les excès, qui ſouffre le carnage;
Eut il même conquis les plus vaſtes terrains,
Voit ſes plus beaux lauriers ſe flétrir dans ſes mains.
La voix de l'Univers contre lui réunie
Oubliant ſes exploits, maudit ſa tyrannie.

Dies war doch wahrhaftig mehr, als permettre les excès. Für heute genug. —

Zweiter Brief.

Sie haben ganz recht, lieber Freund, wenn Sie sagen, daß Sie nicht begreifen können, warum der König zwei so gute Generale und in mehr als einem Betracht große Männer, wie der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der ältere Graf von Anhalt waren, aus seinem Dienste gleichsam vertrieben habe. Auch mir war das so lange ein unauflösliches Räthsel bis ich, bei meinem beinahe zehnjährigen Aufenthalte in preußischen Landen, Gelegenheit hatte, den Gang der Dinge etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Man hat fast allgemein das Vorurtheil gehabt, und Friedrich wußte es sehr geschickt zu unterhalten, daß sich dieser große König nie habe leiten lassen: und es sey bei und neben ihm die an andern Höfen so gewöhnliche Kabale ganz außer alle Thätigkeit gesetzt gewesen. Ich wollte aber wol behaupten, daß viele, wo nicht alle Menschen, die in dem Dienst des Königs unverdienterweise unglücklich wurden, und deren gab es besonders in den letzten 10 Jahren seiner Regierung leider nicht wenige; ein Opfer eben dieser Kabale, und nicht seiner Laune

waren. In den ersten Jahren seiner Regierung, war die Königin Mutter, die bei einer Menge vortreflicher Eigenschaften, doch das im hohen Grade war, was der Franzose commère nennt, diejenige, die ihn oft zu manchen übereilten Schritt verleitete. Sie war fast meist an den Näckereien schuld, durch welche der König den vortreflichen Feldmarschall Schwerin, zu seinem großen Nachtheil, von sich entfernte. Denn wäre dieser eben so tiefsehende Staatsmann, als große Feldherr bei dem Entwurf zum siebenjährigen Kriege zugegen gewesen, so wäre er vielleicht ganz unterblieben, oder Preußen hätte ihn gewiß mit günstigern Verbindungen eröfnet. Jene schlaue Frau, die die Verstellungskunst bei ihrem so ganz rauhen Gemahl in hohem Grade hatte erlernen müssen, kannte ihren Sohn zu gut, als daß sie ihn nicht bei seiner schwachen Seite anzugreifen gewußt hätte. Wenn sie daher Jemanden schaden wollte, so brauchte sie sich nur für ihn zu interessiren; oder, wenn der König Jemanden, den sie stürzen wollte, seine Ungnade bezeigte, für ihn zu bitten. Sie war es, die den ersten Samen der Zwietracht unter die königl. Brüder streuete, der nie aufgehört hat Früchte zu tragen, und den der General von Winterfeld in der Folge

der Zeit noch so gut zu benutzen wußte, daß der Prinz von Preußen vor Gram und Schmerz in der Blüthe seiner Jahre dahinwelkte. Die Schwester des Königs, die Prinzessin Amalia, eine der schrecklichsten Frauen, die unser Jahrhundert gesehen hat, war, so lange sie lebte, die böseste und fleißigste Rathgeberin des Königs. So war sie z. B. gewiß mehr an dem Fall des Großkanzlers Fürst schuld, als Müller Arnold mit samt seiner Mühle. Die schändlichen Klatschereien des verstorbenen General-Lieutenant der Kavallerie von Krokow, den man ja nicht mit seinem noch lebenden Bruder, den alten, würdigen, in Pension stehenden General-Lieutenant von Krokow verwechseln muß, haben mehr als Einen verdienstvollen Officier um Ehre und Brod gebracht. Der General Anhalt, ein Mann, der das schwärzeste Herz mit dem größten militärischen Kopfe verband, bis ihm ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde auch den verrückte, hat Jahrelang die Armee tyrannisch beherrscht. Er war es, der zuerst den Graf Anhalt vom König entfernte. Er allein brachte den König so weit, dem Grafen von Schwerin den größten Undank zu beweisen, nachdem dieser ihm während seines Aufenthalts in Petersburg bei Peter III. wesentlichere Dienste geleis-

leistet hatte, als drei gegen die Russen gewonnene Schlachten hätten thun können. Auch er war es allein, dem der König den Herzog Ferdinand aufopferte. Die Armee staunte, als sie sah, daß dieser aus Nichts zum Günstling heraufgestiegene Anhalt, den eben diese beiden Grafen, von Anhalt und von Schwerin, die damals, als er nach dem Tode des Prinzen Moritz von Dessau in die Suite des Königs kam, Flügel-Adjutanten waren, erst Französisch und ordentlich Schreiben lernten: es wagen durfte, bei einer Revüe zu Magdeburg, dem Herzog Ferdinand auf die unschicklichste Art zu begegnen. Sie fühlte Abscheu, als er, seinen bäuerischen Sitten gemäß, des Herzogs Stallmeister in eben den Tagen mit Schlägen drohete. Sie war tief gebeugt, als sie vernahm, daß der König dem Herzog, der ihm mit edlem Stolz sagte, er oder Anhalt müßten den Dienst verlassen, antwortete: „seine Wahl sey schon getroffen, Anhalt sey unentbehrlich.“ Gewiß hätte der in allem seinen Unternehmungen so brütale Anhalt das alles doch nicht gewagt, wenn er nicht gewußt hätte, daß der König die Verdienste des Herzogs verkannte oder verkennen wollte. Der König hatte während des ganzen siebenjährigen Kriegs, al-

les

les das, was zwiſchen der alliirten und franzöſiſchen Armee vorfiel, für nicht viel mehr als ein Kinderſpiel gehalten; gerade ſo, wie er in ſeinem letzten Feldzuge 1778 alles das, was der Prinz Heinrich mit ſeiner Armee that, ſo wenig achtete, daß er an ſeinen Bruder, bei ihrer erſten Unterredung nach der Rückkehr in Potsdam, nur die einzige Frage that: „ob er ſich in Dresden während ſeines daſigen Winterquartiers gut divertirt habe.“ Er konnte die Regimenter von ſeiner Armee, die bei der alliirten Armee geſtanden hatten, von dem Augenblick an nicht mehr leiden. Vorzüglich konnte er einige Leute nicht ausſtehen, die der Herzog Ferdinand zu Adjutanten brauchte. So würdigte er z. B. den Grafen Donah, als ihm der die Nachricht von dem bei Minden erfochtenen Siege brachte, kaum einer Antwort; ſondern gab ſich vielmehr Mühe darüber zu ſcherzen. Alle dieſe Umſtände zuſammen hatten natürlich eine gewiſſe Kälte und Misverſtändniß zwiſchen dem König und dem Herzoge erregt, und dieſe wußte Anhalt ſo gut zu benutzen, daß er den großen Friedrich, ſo wie jeder andere König von einer Maitreſſe oder von einem Beichtvater geführt wurde, zu ſeinem Zweck vermochte.

Von

Von dem Falle des zweiten großen Mannes, deſſen Sie erwähnen, bin ich ein Augenzeuge geweſen. Nachdem der König Anno 72 zum erſtenmal ſeit dem Frieden wieder in Preußen geweſen war, hörte er, nach ſeiner Rückkehr nach Potsdam, beinahe gar nicht auf, die Schönheit und die Ordnung in der er das Graf Anhaltſche Regiment gefunden hatte, zu rühmen, und allen andern Regimentern ſeiner Armee zum Muſter vorzuſtellen. Als er im Frühjahr 73 den General von Lengefeld das zweite neue aufgerichtete Fuſelier-Regiment gab, ſagte er ihm bei ſeiner Abfertigung: „ich bin überzeugt, mein „lieber Lengefeld, daß er alles Nöthige thun wird, „um ſein Regiment bald in guten Stand zu ſetzen, „wenn er aber glauben wird, daß es bald was kann, „dann gehe er einmal nach Bardenſtein und ſehe er „Anhalt, da wird er ſehen, was ein gutes Regi„ment heißt.“

Fünf Jahre beinahe dauerte gleichſam in dem Kopfe des Königs der Streit zwiſchen Wahrheitsliebe und Neigung den Verläumdungen, mit denen man den Grafen Anhalt verfolgte, Gehör zu geben. Bei der Revüe bei Mockerau ohnweit Graudenz

1777

1777 überwältigte leider die letztere die erstere ganz. Das Regiment, gewiß das schönste und beste exercirteste, was nach dem Regiment des Herzogs von Braunschweig je gewesen ist, kam in der herrlichsten Ordnung vor dem König an, dem man das elendeste Zeug von seinem Chef vorgeschwatzt hatte, welches der alles übersehende Friedrich auch glaubte, oder was noch schlimmer war, zu glauben vorgab. Bei seiner Herannäherung fing er an in einem fast niedrigen, weit unter seiner Würde liegenden Tone zu spotten. Man hatte ihm hinterbracht, der Graf habe den Leuten eiserne Haarzöpfe machen, Fischbein in die Westen nähen lassen und dergleichen elendes Zeug mehr. Er nannte es daher ein fremdes, ein französisches, ein petit maitre Regiment, sah den General gar nicht an, und lachte während der ganzen Zeit, daß das Regiment vorbeimarschierte, mit einem bittern, schon einem gewöhnlichen Könige gar nicht anständigen, einem Friedrich aber erniedrigenden Lächeln. Am ersten Revüetage that er alles Mögliche um das unglückliche Regiment in Unordnung zu bringen, aber vergebens; es blieb sich gleich und zwang den König, seine Zuflucht endlich zu einem Machtspruch zu nehmen. Da es sich nicht aus der Linie

weder heraus drängen, noch von dem König heraus-poltern ließ, so warf er es endlich heraus. Der General, der eine andere Brigade führte, wußte von diesem Vorfall, der ihn, da er den König so gut kannte, nicht würde befremdet haben, und da er seine Pflicht erfüllt zu haben überzeugt war, nicht würde erschreckt haben, kein Wort. Nach geendigtem Exercieren mußte er sich, wie es bei jeder Revüe gebräuchlich war, nebst den übrigen Generals in dem Zimmer des Königs einfinden. Graf Anhalt erschien mit der ihm so ganz eigenen ruhigen Miene. Der König fing an, die Regimenter nach ihrer Anciennität eines nach dem andern zu beurtheilen (in meinen nächsten Briefe will ich Ihnen diese und alle bei einer preußischen Revüe gewöhnlichen Zeremonien näher beschreiben). Als er an das Anhaltsche Regiment kam, wendete er sich mit von Zorn entbranntem Gesicht gegen den Chef: Herr, was hat er mit dem Regiment gemacht? fuhr er ihn an. Graf Anhalt, der den König zu gut kannte, antwortete kein Wort. Nach einer kurzen, wirklich fürchterlichen Pause; aber Herr (das Wörtchen aber, war, wenn der König seine Rede damit anfing, ein untrügliches Zeichen von sehr übler Laune) was hat er mit dem Re-

gi-

giment gemacht. Anhalt schwieg noch; und nun fuhr der König mit einer Art von Wuth auf ihn loß: aber ins Teufels Namen Herr, was hat er mit seinem Regiment gemacht? Nun wollte der General das Schauspiel schließen, und antwortete: Ihro Majestät ich habe meine Schuldigkeit gethan. Mit eben der Wuth wie vorher, sagte der König zum General Stutterheim, dem damaligen Inspecteur der ostpreußischen Infanterie: hört er wohl Herr, er hat seine Schuldigkeit gethan; und sich wieder gegen Anhalt wendend: „scheere sich hinaus, er ist in Arrest.“ Hiermit war der Stab über den vortreflichen Mann gebrochen; ein im Dienst des Königs lahm geschossener Arm und Fuß belohnt; und dreißigjährige große und treugeleistete Dienste vergolten. Der Kommandeur des Regiments, der würdige Obrist von Lengefeld, wurde etwas minder gemishandelt, und befehligt nach Potsdam zu kommen, um dort Marschiren zu lernen. Im Herbst des nämlichen Jahres schickte der König den damaligen Obersten jetzigen General-Lieutenant Grafen Henkel von Donnersmark als Kommandeur in das Regiment, mit dem Auftrage: es wieder einem preußischen ähnlich zu machen. Graf Anhalt, dem wahre Liebe für den König, und

wirk-

wirklicher Patriotismus noch fest an die preussische Armee fesselte, hatte dies alles mit Standhaftigkeit ertragen, die nur das Bewußtseyn, recht gethan zu haben, einflößen kann. Da er aber aus verschiedenen Briefen, die er nachher mit dem König wechselte, nur zu deutlich merkte, daß man ihn schlechterdings entfernen wollte, so nahm er noch vor Ablauf des Jahres den Abschied; und Preussen verlohr an ihm einen General, wie es deren, damals wenigstens, gewiß nicht viel zu verlieren hatte. Hier haben Sie, lieber Freund, das, was ich von den beiden Vorfällen, über die Sie mich befragt haben, weiß.

Dritter Brief.

Ich versprach Ihnen, mein Freund, in meinem letzten Briefe, Sie mit dem, wie es bei einer preußischen Revüe vorzugehen pflegte, näher bekannt zu machen, ich will mich also heute dieses meines gethanen Versprechens entledigen. Es war gewiß ein hinreissender und zu mancher Betrachtung führender Anblick, wenn man ein Corps von 18 bis 20000 Mann sahe, das in der heiligsten Stille, und in der tiefsten Ehrfurcht sein Schicksal von einem einzigen Menschen erwartete. Eine Revüe zu Friedrichs Zeiten, war ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick. Das Schicksal ganzer Familien hing oft davon ab, die äußersten Wünsche stiegen von Frauen, Müttern, Kindern und Freunden in diesen dreien fürchterlichen Tagen mit Inbrunst zum Himmel: daß ihre Männer, Väter, Söhne und Freunde, nicht, wie es nur zu oft der Fall war, während denselben unglücklich werden möchten. Hier wog der König gleichsam die Verdienste seiner Officiers, und theilte, nachdem er sie leicht oder schwer befand, Lob oder Tadel, Verweise oder Gnadenbezeugungen,

und

und oft, nur zu oft harte, und eine ganze Lebenszeit durch fühlbare Strafen aus. Ein einziger unglücklicher Augenblick, brachte oft den braveſten Officier, um das in Krieg und Frieden ſauer erworbene Brodt, um Ruf und Ehre, wenigſtens in den Augen der meiſten Menſchen, die nur immer jede Sache nach dem Ausgange beurtheilen. Je höher man geſtiegen war, deſto leichter und tiefer konnte man bei einer unglücklichen Revüe fallen. Die Chefs und Commandeurs der Regimenter ſtunden jedesmal in Gefahr weggejagt zu werden. Zuweilen traf das unglückliche Loos wol auch einen Capitain oder Subaltern-Officier, deſſen Namen entweder der König nicht leiden konnte, oder gegen deſſen Verwandten er etwas hatte. Gleich nach dem ſiebenjährigen Kriege war der König darin beſonders grauſam, daß er manchen würdigen Officier, der während aller ſieben Feldzüge mit Ehre gedient hatte, aber nicht von Adel war, oder den er wenigſtens nicht davor erkennen wollte, wegſchickte, oder höchſtens, was nicht viel beſſer war, zu einem Garniſon-Regiment ſetzte. Bogenlange Liſten ließen ſich ſchreiben, wenn man ein Verzeichniß aller der unglücklichen Officiers verfertigen könnte und wollte, die auf dieſe Art, oder durch

ein einziges ihnen nachtheiliges und weiter gar nicht geprüftes Wort der Inspecteurs, aus der Armee gestoßen wurden. Das schrecklichste bei diesem so viel entscheidenden militairischen Drama war, daß der König die Revûe allemal schon bei sich gehalten hatte, ehe er einen Mann von den Truppen sah. Das Schicksal eines jeden Regiments war schon in dem Augenblick, in welchem er sich zu Potsdamm in den Wagen setzte, fest bestimmt. Zufällige Umstände; ein kleiner Angriff vom Podagra; eine üble Nachricht, die der König unterwegens von, Gott weiß was für einem mislungenen Projekt erhielt; Unzufriedenheit mit der Verwaltung der Provinz, in welcher Revûe gehalten werden sollte; ein jeder unglücklicher Exceß, der gegen die Regie vorgefallen war: das war alles hinreichend eine noch üblere Revûe, als sie schon beschlossen war, zu bewürken. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der wirklich wahre Kenner militärischer Verdienste, dies Jahr ein Regiment so gut finden konnte, daß er es allen übrigen zum Muster vorstellte; und das Jahr darauf, unter dem nämlichen Chef und Commandeur für das schlechteste seiner Armee erklärte. Dergleichen Varianten in dem königlichen Urtheile wären würklich zuweilen lächerlich

ge-

geweſen, wenn ſie nicht meiſtentheils das Unglück eines oder des andern Officiers nach ſich gezogen hätten. Bei der Revüe von 75 befahl er zum Beiſpiel in Preuſſen, daß von jedem Cavallerie-Regiment der Commandeur und ein Stabsofficier nach Schleſien zur Revüe kommen ſollten, um da zu lernen, wie die Regimenter reiten und manöveriren müßten, und wenige Jahre darauf nahm er dem General Dalwigk die Inſpection in Schleſien, weil die Cavallerie nichts konnte. Ein ander Jahr ſagte er zum General Stutterheim: „Ach mein lieber Stutterheim „wenn meine ganze Infanterie erſt ſo weit wäre, „wie ich dies Jahr meine Pommeriſche gefunden ha„be; dann wollte ich recht zufrieden ſeyn.“ Das folgende Jahr mußten die beiden alten ehrlichen Pommeriſchen Generale von Ploetz und von Billerbeck nach Berlin kommen, um dort reiten, und von dem General Rawin richten zu lernen. Wenn er nicht willens war, einen Chef oder einen Commandeur wegzuſchaffen, ſo wechſelten die Revüen meiſtens ab; auf eine übele, folgten zwei oder mehrere gute. Die Verfahrungsart, war beinahe bei allen Inſpectionen und in allen Provinzen eine und dieſelbe. An dem Tage, da der König ankam, mußte das ganze zur

Revüe versammelte Corps früh, ungefähr zwischen 6 und 8 Uhr, bei dem König en Parade vorbeimarschieren. Hier sahe jedes Regiment, gleichsam wie in einem Zauberspiegel, sein Schicksal ganz untrüglich vorher. Grüßte der König den es anführenden Chef freundlich; redete ihn an; befahl ihm näher zu ihm zu kommen: so war man einer guten Revüe versichert. Wenn er auch beim Vorbeimarschieren hier und da schalt; etwas an einem Officier zu tadeln fand; und einen Unteroffizier, der ihm bald zu alt, oder bald zu jung schien, zu degradiren befahl, so war doch kein groß Unglück zu besorgen. Wenn er aber den Chef kaum oder gar nicht dankte, als wenn er ihn und das ganze Regiment gar nicht bemerkte, sondern schon immer mit dem Fernglas, welches er bei dergleichen Gelegenheit beständig brauchte, das folgende suchte: dann war gewiß alles verloren, und wäre jeder Reuter ein Seidlitz und jeder Musketir ein Saldern gewesen. Gleich nach der Einrückung ins Lager, besahe er die Rekruten und die Junkers des Regiments, dann wurden die Feld- und Lagerwachten ausgesetzt, die Parole ausgegeben: und für den Tag war das Schauspiel geschlossen. Den zweiten Tag rückte die Cavallerie mehrentheils

um 5 Uhr aus und die Infanterie um 7 Uhr, so, daß sich beide begegneten, wenn jene wieder zurück kam. Es wurde an dem Tag nie etwas anders gemacht, als das in der preussischen Kriegskunstsprache sogenannte Schulmanöver. Das heißt, die Cavallerie trabte, mit Zügen rechts abmarschiert, ins point de vue, und formirte, nachdem sie stark war, ein oder zwei Linien durch links Einschwenken, machte Regimenterweise eine Attake; marschierte wieder in Zügen rechts ab; formirte dicht vor dem König Escadrons, wo alsdann dieser die Remonte-Pferde besah; und so war das Cavallerie-Manöver geendigt. Kaum war der letzte Zug Cavallerie abmarschiert, so stand die Tete der Infanterie in Kolonnen, deren auch, nach Beschaffenheit der Stärke des Corps, zwei oder drei formirt waren, in Zügen rechts abmarschirt, parat. Es wurde in das point de vue marschiert, links eingeschwenkt, und die Linien in die gegebenen points de vue gerichtet. Eine Linie Cavallerie oder Infanterie zu richten, war gewiß etwas, worin der König nicht übertroffen werden konnte. Man wußte von allen den zeitverderbenden Spielereien, aus denen man jetzt in den meisten Diensten, die eine verunglückte Copie des preussischen sind, die Hauptsa-

che macht, nichts; als z. B. bei dem Bataillon oder Regiment Cavallerie einen Adjutanten hinzustellen, an welchen es sich vorbeidrängen muß; erst die Officiers viertelstundenlang zu richten: dies alles geschahe nicht. Kaum ließ der König dem Brigadier Zeit an der Linie der Brigade herunter zu reiten, so kam er selbst gallopirt, richtete, und eine Fronte von 10 bis 12 Bataillons oder 4 bis 5000 Pferden stand in wenig Minuten, wie ein Lineal. Gleich darauf wurde mit Pelotons auf der Stelle, vor und rückwärts chargirt: mit allen Treffen zugleich avancirt; dabei wieder mit Pelotons und Bataillons im Avanciren chargirt; gehalten, wieder gerichtet; recht um kehrt gemacht, retirirt, durchgezogen; mit Pelotons im Retiriren chargirt, Front gemacht; die Glieder geöfnet, das Gewehr visitirt, die Pfandeckel aufgemacht, und wieder vor dem König vorbei en Parade ab und ins Lager marschirt. Auf diese Art war spätstens um 9 Uhr schon alles wieder an seinen Ort. Gleich darauf mußten, so wie ich Ihnen schon in meinem letztern sagte, alle Chefs der Regimenter, die Commandeurs jedes Bataillons, die Major de jour, alle Adjutanten, und von jedem Bataillon ein Officier ins Hauptquartier kommen. Man konnte nicht

schö-

schöner und lehrreicher sprechen, als es der König bei der Gelegenheit that, wenn er nicht üble Laune hatte. Da war es Wonne ihn gleichsam ein solches militairisches Collegium lesen zu hören. Er wußte genau, wer gefehlt hatte, woran der Fehler gelegen, und wie er hätte können und sollen verbessert werden. Seine Stimme war sanft und hinreissend; er sahe freundlich aus, und schien eher einen guten Rath als Befehle ertheilen zu wollen. So sagte er z. B. einsmals zum General Lossow, der Chef der schwarzen Husaren war: „seine Attake wäre recht gut gegangen, „wenn seine Leib-Escadron nicht vorgeprellt wäre. „Die guten Kerls wollten mir zeigen, wie sie reiten „können. Das weiß ich ja so wohl, und auch, daß „er immer die besten Pferde aus der ganzen Remonte „zu seiner Escadron nimmt: das wäre also gar nicht „nöthig gewesen. Sage er seinen Leuten, sie möch„ten das morgen nicht wieder thun; und er wird „sehen, daß es viel besser gehet: denn da wird alles „besser geschlossen bleiben, und der linke Flügel bes„ser mitkommen.“ Bei einem Regiment Infanterie hatte er ein andermal bemerkt, daß sich die Leute bei dem Patronen ergreifen zu lange aufgehalten hatten, und er sagte zum Commandeur: „Weiß er wol

„woher das kommt, mein lieber Oberster? Sehe er ein-
„mal die Kartusche in der Patrontasche hat 32 Löcher;
„in diese steckt der Kerl, ohne sich darum zu bekün-
„mern wie, seine acht Patronen hinein: nun greift
„und greift der arme Teufel und kann keine packen.
„Wenn nun die Officiers hübsch darauf sähen, daß
„er sie alle in die Mitte zusammensteckte, so griff er
„nie fehl und das Laden gieng noch einmal so geschwind.
„Sag' er nur seinen Officiers, daß ich das bemerkt
„hätte, und sie werden es gewiß gerne thun." Zum Obersten Lewald sagte er einmal mit lächelnder Miene:
„mein lieber Lewald, seine Brigade war heute immer
„nicht gerichtet, und das kam daher, weil er immer
„den Bereiter machen will und mehr darauf Achtung
„giebt, ob sein Pferd rechts oder links anspringt,
„als auf die Linie. Das thue er auf ein andermal
„nicht: laß er sein Pferd gehen wie es will. Mein
„Pferd ist auch oft falsch, aber daran kehre ich mich
„nicht; ich sehe nur immer nach den points de vue,
„nach welchen gerichtet werden muß." Alle diese Bemerkungen waren völlig gegründet. Eine ähnliche machte er einmal gegen den General Tadden, dem er viel Schönes über sein Regiment sagte und hinzusetzte:
„sein Regiment ist ganz vortreflich, aber seine Offi-

„tiers ſind zu ſehr in der Flucht und verlieren darüber „die Attention auf das, was ſie zu thun haben. Er „ſollte nur einmal ſehen, wie ich ſo freundlich mit „meinen Officiers in Potsdam bin, aber ſie gehen „auch zum Manöver, wie zum Ball.“ War er aber unzufrieden, dann konnte er auch äußerſt unhöflich ſeyn: doch muß ich's ſeinem Herzen zum Ruhme nachſagen; man ſah ihm an, daß es ihm Ueberwindung koſtete. Er lobte gern; höflich zu ſeyn war ihm natürlich, und gewiß niemand, konnte es auf eine liebenswürdigere Art ſeyn, als er. Die Folgen ſeines Misfallens über ein Regiment, waren ſehr verſchieden. Zuweilen blieb es bei einem derben Verweis, der ſich denn mehrentheils mit denen Worten endigte: „hört er Monſieur; wenn er mir über das Jahr ſein „Regiment nicht beſſer zeigt, ſo werden wir uns gar„ſtig verzürnen.“ Das Wort Monſieur war überhaupt bei ihm, wenn er ſich deſſen deutſchſprechend bediente, ein ſicheres Zeichen ſeiner Ungnade. Leute von niedrigem Range wurden, bei einer ähnlichen Stimmung, mit dem Wort Schlingel beehrt. Zuweilen kamen noch über dieſe Ermahnungen einige Stabs-Officiers in Arreſt. Kein Officier bekam das ganze Jahr hindurch Urlaub; er verbot, daß ihm,

bis

bis er es wieder befehlen würde, kein Avançement vom Regiment sollte vorgeschlagen werden; entstanden unter der Zeit Vacanzen, so bekam es Einschub. Es mußte 4 bis 6 Wochen noch exercieren, oder es verlor den sogenannten Grenadiermarsch, oder es durfte während den zwei andern Revüetagen nicht mit in die Linie rücken, sondern mußte hinter dem Lager allein exercieren, oder er beschloß seine Rede gar mit denen fürchterlichen Worten: „Herr, scher er sich „zum Teufel!“ und befahl den nämlichen Tag noch bei der Ordre: der und der ist cassirt. Zuweilen nahm er noch sonderbarere, aller Ordnung des Dienstes zuwiderlaufende Verfahrungsarten vor. Er schickte z. B. im Jahr 72 die damaligen Lieutenants von Greiffenberg und Arnim; jenen zu dem Regiment des General Lieutenants von Stutterheims; diesen zum Regiment von Tadden mit der Ordre, diese Regimenter zu exercieren und ihren Anzug in bessere Ordnung zu setzen. Bei dieser Gelegenheit machte der König noch einen besondern und gern möchte ich sagen, einen abgeschmackten Spaß. Er schickte nämlich durch denselben Lieutenant von Greiffenberg, dem General-Lieutenant und Inspecteur von Stutterheim eine goldene Dose, mit Spaniel gefüllt. Sollte wol jemand

die-

dieſen Einfall witzig finden und das ganze Verfahren billigen können?

An den zwei andern Revüetagen war groß Manöver, und da war der König faſt immer guter Laune. Er ſchien gleichſam froh zu ſeyn, das Unangenehme, was er zu ſagen gehabt hatte, vom Herzen zu haben. Der König manövrirte mit ungemein vieler Leichtigkeit; er quälte die Leute nicht mit bogenlangen Dispoſitionen, man konnte ſie faſt jederzeit auf ein Kartenblatt ſchreiben. Er ſahe bei ſolchen Gelegenheiten nie wie andere ſeiner jämmerlichen Nachahmer, auf Kleinigkeiten; er bemerkte kaum ob ein Bataillon einmal zu früh oder zu ſpät feuerte, oder plackerte, wie man in der Kunſtſprache zu ſagen pflegt; ob es etwas zu weit vor oder rückwärts aus der Linie kam: ſondern er überſahe beſtändig nur das Ganze. Von dem Augenblick an, wo er ſeine Truppen manövriren ließ, behandelte er ſie wie in der Stunde der Schlacht, und war zufrieden, wenn nur die Hauptſache gut ausgeführt wurde. Sein Hauptaugenmerk war, Ruhe und Stille zu erhalten; er konnte daher nicht leiden, daß viel beim Manövriren geſprochen wurde: er ſelbſt ſagte faſt kein Wort. Er hielt an dem Ort, wo die

Haupt-

Hauptentwickelung des Manövres erfolgen sollte, flog dahin, wo er eine Verwirrung entstehen sah, half sie mit der größten Ruhe, wenn es noch möglich war, wieder in Ordnung bringen, und sprach den Fehlenden selbst Muth ein. Mit der freundlichsten Art sagte er denn mehrentheils zu dem Officier: „übereile er sich „nicht! Es wird schon gehen, laß er den Leuten nur „Zeit, so! so! Bursche; das ist gut: hierher gese„hen; so ist es recht! u. s. w.“ Friedrich besaß noch eine Kunst. Er hatte überall, wo er manövriren wollte, terrain genug: er konnte 70 Escadrons Cavallerie mit dem besten Erfolg, und immer der Sache angemessen brauchen, da mancher andere General, der die ganze unter sich habende Cavallerie in einem mäßigen Reithause manövriren lassen könnte, immer bei seinem Manövres kein terrain für sie zu finden weiß. Der König sahe es gern, wenn die Leute im Lager vergnügt waren; er litt daher durchaus nicht, daß sie unnöthigerweise gequält wurden: deshalb war es verboten, daß niemand aus den Zeltern kommen durfte, wenn er im Lager herum, oder vor der Fronte vorbeiritt. Dicht bei seinem Hauptquartier standen mehrentheils Marketender Zelter, wo Tag und Nacht, Spiel, Musik und Lärm von aller Art war. Gleich

nach

nach Tafel gieng er mehrentheils ganz allein da herum spazieren und freuete sich des frohen Getümmels; sagte auch wohl den andern Tag: „gestern sind meine Officiers recht lustig gewesen; das ist mir recht lieb; ich kann es gar nicht ausstehen, wenn sie böse aussehen.“ Möchte doch mancher Feldherr, der, wenn er im Lager steht, gerne den ganzen Tag sein Corps in Reihe und Glieder stehen sähe; und dem es leid thut, es nicht so weit bringen zu können, daß die Leute des Nachts nach Tempo schnarrchen müssen; diesem lehrreichen Beispiele folgen. Mich deucht vor heute, lieber Freund, sollen Sie genug haben, aber Sie wissen wohl, wenn vom Militair die Rede ist, da kann ich fast eben so schön erzählen, als Doctor Zimmermann vom Löwenzahn. Leben sie wohl.

Vierter Brief.

Man hat, wie Sie sehr richtig bemerken, oft und viel darüber gestritten; ob der König grausam gewesen sey oder nicht. Es kommt, um das zu entscheiden, nach meiner Meinung, auf den Begriff an, den man mit dem Wort, grausam, verbindet. Er liebte nicht, wie viele andere seiner Zeitgenossen, grausame Vergnügen; als parforçe Jagden, oder Thierhetzen; er sahe nicht einmal Luftspringer oder Seiltänzer, noch weniger ersann er, wie sein Nachbar Joseph neue Martern für Uebelthäter. Der Anblick leidender Menschen war ihm unerträglich. Er eilte nach jeder Bataille, sobald es nur möglich war, von dem Schlachtfelde weg. Um nie in die Verlegenheit zu kommen, einen ihn traurigmachenden Anblick zu sehen, durfte nie in Potsdamm ein Soldat auf einem öffentlichen Platze Spißruthen laufen, sondern diese Executionen geschahen alle in dem Exercierhause. Er war äußerst schwer zu Unterzeichnung eines Todesurtheils zu bewegen; und um recht sicher zu gehen, daß nie ein Verbrecher gegen seinen Willen hingerichtet werden konnte: durfte der Scharfrichter nie sein Amt verwalten

ten, ohne die eigenhändige Unterschrift des Königs unter dem Todesurtheile gesehen zu haben. Außerdem schrieb er jederzeit noch einen Brief an denjenigen, unter dessen Direktion der Inquisitionsproceß war geführt worden. Das Leben eines Menschen schien ihm ein Heiligthum zu seyn. Seine übrige zeitliche Glückseligkeit, und der Verlust seiner Ehre kamen bei ihm in sehr geringen Anschlag. Es kostete ihm beinahe gar nichts, Jemanden, von dem er glaubte, er habe gefehlt, ohne alle Untersuchung wegzujagen. Er war unversöhnlich und strafte oft die Sünden der Väter bis ins zweite und dritte Glied. So haßte er zum Beispiel gewisse Familien seines Landes so, daß er nie einen dieses Namens, weder in die Ecole Militaire noch als Leib-Page zu sich nahm; und wenn ja einer in einem Regiment diente, so schafte er ihn gewiß, ehe sich's jemand vermuthete, wieder weg. Hätte er noch 50 Jahr gelebt, so hätte er den armen, so unglücklichen als unschuldigen Regimentern, die bei Maxen gefangen wurden, obgleich schon lange, von jenem Stock nichts mehr übrig war, diesen Vorfall eben so wenig vergeben, als er denen zwei preußischen Regimentern, die bei Zorndorf, wenigstens seiner Meinung nach, ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten,

ihr Betragen vergessen konnte. Er hatte es oft selbst mit einer Art von Verdruß über sich gesagt: „mein „Herz im Leibe wendet sich um, wenn ich die ver„fluchte Montirung sehe.“ Noch im Jahr 75, also 18 Jahr nachher, sagt er auf der Revüe bei Mockerau, als einst diese Regimenter beim Retiriren in einige Unordnung kamen, zu ihrem Brigadier, dem General Bergkowsky, der sich bemühete sie wieder in Ordnung zu bringen: „o! laß er sie zum Teufel lau„fen! Sie laufen hier noch eben so, wie bei Zorn„dorf, vor den Russen.“ Bei der Revüe 1773 hatte er sich zwar öffentlich mit diesen Regimentern versöhnt und ihnen in Gegenwart des ganzen Corps versprochen; von heut an sollte alles vergessen und vergeben seyn, sie sollten nun wieder ihr Avancement bekommen; (ganzer 18 Jahre lang hatten sie bei jeder sich ereigneten Vacanz Einschub gehabt) sie sollten, wenn sie noch Leute hätten, die den Krieg mitgemacht und sonst die erforderlichen Eigenschaften hätten, selbige nun wieder zu Unterofficiers machen können; er gab ihnen den Grenadiermarsch wieder: aber leider schon das Jahr darauf, war das königl. Versprechen wieder vergessen, und er behandelte sie nicht viel besser, wie vorher.

Er

Er hatte eine ganz eigene und mir deucht nicht königliche Art zu strafen. Er schien nicht Entschlossenheit genug zu haben, diejenigen, die er vor sträflich hielt, und die es mit unter auch wirklich waren, (wie zum Beispiel der General Zastrow der Schweidnitz auf eine so ganz unverantwortliche Weise verlor) gesetzmäßig zu behandeln, sondern ich möchte wohl sagen: er biß sie lieber weg. Eben diesem General Zastrow schrieb er die höflichsten Briefe, die aller Welt bekannt sind; versagte ihm seine oft wiederholte Bitte, Kriegsrecht über ihn halten zu lassen; gab ihm sein Regiment wieder; begegnete ihm sehr freundschaftlich und quälte ihn über nichtsbedeutende Kleinigkeiten nachher doch so lange, bis er aus Verdruß den Abschied nehmen mußte. Eben so machte er es mit dem verdienstvollen General, Grafen von Donah, dem der General Wedel, der gar nicht im Vergleich mit ihm konnte gesetzt werden, das Commando abnehmen mußte. Sogar seinen hofnungsvollen und liebenswürdigen Sohn, der Hauptmann und General-Adjutant bei seinem Vater war, vertrieb er auf ähnliche Art aus seinem Dienst. Ich bin überzeugt, daß der Name Donah, der unter jene Unglücklichen gehört, die der König nicht leiden konnte, auch in viel spätern Zeiten,

an dem Falle, des redlichen Kammerdirectors Forhof, Schuld war. Denn dieser thätige und so verdienstvolle Mann, war der letzte Regiments-Quartier-Meister, und wie das im preußischen Dienst oft gebräuchlich ist, zugleich Secretair des General Donah gewesen. Niemand wenigstens hat je auch nur den entferntesten Grund errathen können, warum der König diesen großen Kammeralisten, der ihm bey den ersten Einrichtungen in Westpreußen so wichtige Dienste geleistet hatte, auf einmal im Jahr 1776 seines Dienstes entsetzte. Auf ganz ähnliche Art zwang er den General, Prinzen von Hessen-Philipsthal, bei der Revüe im Jahr 80 seine Dienste zu verlassen, nachdem er zu wiederholtenmalen schriftlich und mündlich versichert hatte; daß ihm von seinem im Havelsschwerdt gehabten Unfall, gar keine Schuld beigemessen werden könnte: auch war darüber in der ganzen Armee nur eine Stimme. Den braven Obersten von Schellemberg, der bei der nämlichen Affaire schwer verwundet worden war, und der sich bei diesem Ueberfall nach dem einstimmigen Zeugniß des ganzen Regiments und selbst des österreichischen General von Wurmser ganz außerordentlich brav bezeigt hatte, cassirte er bei derselben Revüe, so wie die beiden andern Obersten

des

des Regiments. Noch schrecklicher betrug sich der König gegen den General von Vasold, der auch das Unglück hatte, mit seinem Cüraſſir-Regiment bei Maxen gefangen zu werden. Er bekam sein Regiment nach dem Frieden wieder: auf der 2ten darauf folgenden Revüe bei Magdeburg war der König äußerst unzufrieden mit dem Regiment, und sagte dem General die gröbſten Dinge. Demohngeachtet kam er, wie es gewöhnlich ist, (denn alle Generals aßen den ersten Revüetag, ohne weiter gebeten zu werden, beim König, zur Tafel: man saß schon am Tisch, die Suppe war schon herumgegeben: auf einmal blickt der König umher, sieht Vasolden und schreit ihm zu: „Herr was will er hier? Für ihn ist kein Platz an „meinem Tisch. Der so ganz über alle Begriffe an seiner Ehre gekränkte Mann steht auf, taumelt wie vom Schlage gerührt hinaus und schreibt an den König: „da er nach einer solchen Begegnung ohnmög„lich länger dienen könnte, so bät er um seinen Ab„schied, doch müßte er Seine Majestät zugleich melden, „daß, wenn sie ihm nicht gnädigst eine Pension aus„setzten, er nach sechs und dreißigjährigem Dienste betteln gehen müßte, weil er nicht einen Groschen eigenes Vermögen und weiter nichts erworben hätte,

als den Orden Pourlemerite. Der König befahl bei der Ordre, der General Vasolo hat den Abschied, und gab ihm das erste Jahr nicht einen Groschen, nachher aber 500 Thlr. Pension. Nun entscheiden Sie, ob der König grausam war oder nicht.

Ich sehe Ihre Stirne sich wölken, und Ihr Auge trübe werden, um Sie nun wieder aufzuheitern, muß ich Ihnen noch etwas erzählen, was Ihnen zeigen wird, wie sonderbar und würklich lächerlich der König mit unter Recht sprach. Im Jahr 1758 blieb er auf einem Marsch in Schlesien weit hinter der Armee zurück, und begegnete endlich den Wagens, auf welchen Marode und Kranke lagen. Der Weg war schmal und ging bei einem kleinen Gebüsch vorbei. Auf einmal sahe der König aus diesem Gebüsch einen Soldaten vom Regiment = Garde herauskommen; Der König jagte auf ihn zu, fuhr ihn an: „du bist ein Deserteur! und übergab ihn der Suite als Arrestant. Jedermann sahe, daß der Mensch kaum gehen konnte; er selbst versicherte: er sey durch ein natürliches Bedürfniß gedrungen, von den andern Kranken unbemerkt vom Wagen gestiegen, und in den Busch gegangen; dort wäre er ohnmächtig geworden,

den, und hätte nun wollen dem Wagen wieder nachgehen; es sey ja augenscheinlich, daß er nicht habe desertiren wollen, da er aus dem Busch, wo er den König und die ganze Suite schon längst gesehen hätte, herauskäme. Alles dieses half nichts, der König blieb dabei, er sey ein Deserteur, und freuete sich seines Fanges. Kaum war er in das Lager gekommen, so ließ er den Kommandeur des Regiments rufen; erzählte mit vieler Freude, heute habe er einmal selbst einen Deserteur wieder ertappt, und befahl der Arrestant sollte sogleich verhört und sodann Kriegsrecht über ihn gehalten werden. Der vermeinte Deserteur wiederholte seine schon gethane Aussage, und bewies die Wahrheit derselben mit Zeugen und allen erforderlichen Gründen. Das Kriegsrecht sprach ihn, wie natürlich, frei. Der König, dem dieser Spruch gemeldet wurde, schalt gewaltig, kassirte das Kriegsrecht, und befahl dem General Tauenzien ein anderes von einem fremden Regiment halten zu lassen. Auch das ward befolgt, und der General sagte, sie möchten, um den König nicht noch mehr aufzubringen, dem Arrestanten 12maliges Gassenlaufen zusprechen. Man faßte also würklich diesen ungerechten Ausspruch ab. Als bei der noch-

maligen Meldung des Kriegsrechts-Spruch, der König äußerſt aufgebracht war, und immerfort lärmte: ſo ſagte ihm endlich der General Tanenzien ganz gelaſſen: „Wenn es Ihro Majeſtät ſchlechterdings haben wollen, daß der Menſch aufgehangen werden ſoll, ſo brauchen Sie es ja nur zu befehlen; aber ein Kriegsrecht, das nach ſeiner Pflicht und Ihren Geſetzen ſprechen ſoll, kann ihn unmöglich verdammen.“ Der König fühlte alles Bittere und Wahre dieſer Rede, Und antwortete halb lachend und halb verdrüßlich: „Nun ſo macht ins Teufels Namen mit ihm was ihr wollt, nur daß ich nichts mehr davon höre.“ Der Soldat lief 12mal Spießruthen, und niemand dachte mehr an die ganze Sache. Einige Wochen nachher, ſtahl ein Soldat vom nämlichen Regiment auf der Schildwacht Montirungsſtücke. Er ward der That überwieſen, geſtand ſie ein, und man meldete ihn als Arreſtant dem König. „Es ſoll morgen Kriegsrecht gehalten werden:“ war ſein ganz kurzer Befehl. Dieſes wurde vollzogen, und der Arreſtant denen Kriegsartikeln gemäß, die Strafe des Stranges zuerkannt. Als man dem König den Kriegsrechtsſpruch zur Beſtätigung vorlegte, fing er laut an zu lachen, machte eine Verbeugung

und

und ſagte: „Ei gehorſamer Diener, wenn mir die „Leute weglaufen, und ich ſie ſelbſt auf der Deſertion „atrapire, zwölfmal Gaſſenlaufen; und wenn ſie „dem Herrn Hauptmann ein paar elende Schuh neh„men, gehargen! Das wäre ſchön, zwölfmal Gaſ„ſenlaufen!“ — und dabei blieb es. Nun diesmal haben Sie Stoff zum Lachen und zu ernſthaften Betrachtungen. Leben Sie hiermit wohl.

Fünfter Brief.

In einem meiner Briefe sagte ich Ihnen, daß Undankbarkeit, ein Hauptzug in dem Charakter des Königs gewesen sey, ich will Ihnen dieses heute durch einige Beispiele zu beweisen suchen. Daß er, dem Vaterlande und ihm treu geleistete Dienste leicht vergaß, und eines kleinen Fehlers wegen, oft bloß von seinen Günstlingen verleitet, hart strafte, wobei er alte brave Diener um Brodt und Ehre brachte; davon hat Sie mein voriger Brief gewiß schon mehr als zu gewiß überzeugt. Wie schlecht er indeß in seinem Dienst zu Krüppeln geschossene Soldaten versorgte, davon brauchte man wol keinen stärkern Beweis, als wenn man ihn von Sanssouci nach Potsdamm reiten sah, wo ihn fast täglich 10 bis 12 alte Soldaten mit hölzernen Beinen, mit einem Arm oder durch andere Wunden verstümmelt, in alten, zum Dienst, so wie sie, unbrauchbar gewordenen Montirungen begleiteten. War er guter Laune, so befahl er einem von denen ihm folgenden zwei Leib-Pagen: „Gieb ihnen was!“ und dann warf der Page einen Thaler (mehr that er nie gut) unter die ar-

armen alten Krieger hin: so wie man einem vor Hunger bellenden Hunde ohngefähr einen Knochen vorwirft. Doch geschahe dies mehrentheils, die Woche nur einmal. War er nicht gut aufgeräumt, so erhielten die Pagen den in dem Munde eines Königs entsetzlich klingenden Befehl: „O! jagt doch die Canaillen weg!“ Alsdann machten sich die jungen angehenden Helden den Spaß, einigemal unter die, die Schrecken des Kriegs und die Härte des Königs laut verkündigenden abgelebten Sieger, mit der Peitsche zu hauen. Ich kann mich nicht entbrechen, Ihnen hier den Nahmen Mantschewsky zu nennen. Dieser, einer der edelsten und liebenswürdigsten jungen Männer, die ich je gekannt habe, jetzt für seine Verdienste dadurch belohnt, daß er Hofmeister des jüngsten Prinzen von Preussen ist, erfüllte den schrecklichen Befehl nie; sondern gab jedesmal denen Elenden, aus seinen eigenen Mitteln eine Beisteuer. Nur eben hin, will ich erwähnen, daß der König die ihm, mich dünkt, ewig merkwürdige Familie von Katt ganz vernachlässigte. Vielleicht hatte er dazu tief in der Staatskunst liegende Gründe, die ihn zwangen, gegen seinen bessern Willen so zu handeln. Womit aber ließ sich wol folgendes entschuldigen? Von allen

den

den wenigen Bedienten, die ihm während seines schrecklichen Arrests in Küstrin als Kronprinz waren gelassen worden, hatte sich vorzüglich ein Jäger ihm sehr ergeben bewiesen, und ihm oft mit Gefahr seines Lebens, vielleicht eigentlich nur kleine, in seiner damaligen Lage aber gewiß wichtige Dienste geleistet. Nachdem er König geworden war, gab er dem Menschen einen elenden Förstersdienst in der Gegend von Spandau. Der mit Noth und Mangel kämpfende ehemalige Vertraute des von allen Menschen verlassenen Friedrichs, vielleicht damals sein einziger Freund, trug die Last seines Lebens ruhig, ohne sich nur ein einzigesmal beim Könige zu melden; vermuthlich weil er ihn zu gut kannte, und wußte, daß seine Bitten eben so vergebens seyn würden, als es nun seine bewiesene Treue geworden war. Nach Verlauf einiger Jahre, kam der König einmal in die Gegend, und ritt bei dem Hause des nun alt und arm gewordenen Jägers vorbei. Der König sah ihn unter der Thüre stehen, und fragte ganz freundlich: „nun wie geht dir es?" Schlecht! war die kurze, gewiß den großen Friedrich sehr beschämende Antwort des Försters. „Ei wie so?" antwortete der König: „du hast ja einen guten Dienst?" „Ja wol gut;"

sag-

ſagte der Jäger bitterlächelnd: „ſo daß ich kaum le„ben kann.“ „Aber um Gotteswillen,“ erwiederte der König, „dein Vorfahre hat ja hier recht gut ge„lebt, und er hatte Frau und Kind.“ Hier erwachte der ganze Unwille des ehrlichen Mannes. Mit trübem Geſicht ſagte er: „Ja, der hat Ew. Maje„ſtät beſtohlen, und ſie wiſſen wohl, das kann ich „nicht.“ Wer ſollte wohl errathen, was Friedrich der einzige, der ſo ſchön über Freundſchaft und Menſchenliebe dichtete und ſprach, that? Er benutzte dieſe Gelegenheit, die ihm das Schickſal anbot, eine edle Handlung zu thun, oder vielmehr eine verſäumte Pflicht zu erfüllen, zu weiter nichts, als zur Hervorbringung eines witzig ſeyn ſollenden Einfalls, und antwortete mit Lachen: „Nun ſo ſtiehl auch ein Bis„chen; meinen Etat kann ich um deinetwillen nicht „ändern.“ Wie froh bin ich, daß der edle Guibert dieſes kleine Geſchichtchen nicht gewußt hat. Gewiß die Feder wäre ihm beim Schreiben ſeiner Lobrede mehr als einmal aus der Hand gefallen. Daß der Menſch, der ihm aus Wargotſchens Händen rettete, von Almoſen leben muß, iſt Weltkündig. Ob auch dies die Staatsklugheit erfoderte, will ich nicht ergründen.

Die

Die Frau des heldenmüthigen Vertheidiger Colbergs lebte im Sächsischen in so drückendem Mangel, daß zu ihrer Beerdigung eine Collecte gesammelt werden mußte. Seinen noch lebenden Sohn, den der König einige Zeitlang sehr hoch schätzte, ließ er, einiger elenden tausend Thaler Schulden halber, in Potsdam auf der Hauptwacht schmachten, und wären die neuen Regimenter nicht errichtet worden, bei welcher Gelegenheit sich ihn der edele General Lengefeld ausbat, so hätte er vielleicht bis zu des Königs Tode sitzen müssen. Wie undankbar behandelte er nicht den sich um Preußen so verdient gemachten Kammerpräsidenten von Domhardt. Wie oft hatte dieser treue Diener des Königes Gefahr gelaufen, in die Hände auflaurender Cosacken zu fallen, wann er während der Zeit des siebenjährigen Krieges, da das ganze Königreich Preußen in russischen Händen war, dem Könige, das wenig ersparte Geld zuzuschicken, oder einen Rekruten-Transport durchzubringen bemühet war. Der König hatte zwar nie, ich will den sanftesten Ausdruck wählen, den ich finden kann, Entschlossenheit genug, den alten ehrlichen Mann persönlich zu beleidigen, aber konnte er ihn wohl empfindlicher kränken, als dadurch, daß er seinen einzigen Sohn, einen gu-

ten

ten Officier aus dem Ziethenschen Husaren-Regiment herausstieß, mit dem einen König, und noch dazu einem philosophischen König so wenig geziemenden Ausdrücken: „er kann ja auch ein Schreiber werden, wie „sein Vater.“ Domhardt flohe nach Hessen, wo ihn der Gedanke, dort unter dem großen, auch vom König vertriebenen Wackenitz einige Jahre zu dienen, für diese unverdiente Begegnung, gleichsam entschädigte. Wer kennt eben diesen General von Wackenitz nicht? Und wer wird, wenn er ihn kennt, nicht fragen? Ist das der Wackenitz, der bei allen Siegen, die bis zu dessen Diensterlassung, der preußische Monarch im letzten Kriege erfocht, und in dem von 1740 zum Theil nur erfechten sah, gegenwärtig war: ist das der nämliche Officier, der mit drei Escadrons preußischer Reuterei den Russen einen Sieg entriß? Diesen Mann wollte der König verkennen. Selbst Seidlitz, einer der wenigen Sterblichen, für welche der König mehr Ehrfurcht als Liebe besaß; dessen Empfehlungen er beinahe immer wie Befehle befolgte; konnte dies auf Undank und Eigensinn gegründete Vorurtheil, nicht überwinden. Als der König den General Seidlitz zum letztenmale in Schlesien besuchte, sahe er nur zu gewiß, daß er diesen in seiner Art einzig

gro-

großen Mann, bald verlieren würde. Kaum war er also nach Potsdam zurück, so schrieb er ihm: er könne sich an den Gedanken, sich von ihm trennen zu müssen, unmöglich gewöhnen: er möchte ihm wenigstens die letzte Freundschaft und dem Vaterlande den letzten Dienst erweisen und ihm jemanden vorschlagen, dem er, wann er das Unglück haben sollte, ihn zu verlieren, seine Cavallerie anvertrauen könnte. Seidlitz, der nie gelernt hatte zu schmeicheln, wollte es also auch in denen letzten Stunden seines ruhmvollen Lebens am wenigsten thun. Er antwortete dem Könige unverzüglich wieder; dankte ihm für alle die ihm erwiesene Gnade; versicherte ihn, nichts sey ihm schmeichelhafter, als dieser letzte Beweis des königlichen Zutrauens, daß er sich selbst einen Nachfolger bestimmen sollte; er erfülle auch diese seine letzte Pflicht mit Vergnügen und Treue, und nenne ihn also den einzigen Mann, von dem er überzeugt wäre, daß er im Stande sey, die preußische Cavallerie zu führen: es sey eben der, den er ihm auf dem Schlachtfelde von Zorndorf empfohlen habe, der jetzt in hessischen Diensten stehende General Wackenitz. Seidlitz besiegelte die Wahrheit dessen, was er geschrieben hatte, mit seinem bald darauf erfolgten Tode. Was that Friedrich?

Er

Er war wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, wo er ſich nicht anders zu helfen wußte, witzig und ſagte lächelnd —

cela prouve que les plus grands hommes radottent quand ils ſont aux abois.

Den Liebling und ein Geſellſchafter ſeiner erſten Jugend Jahre, den jüngern Grafen von Finkenſtein behandelte er, faſt während ſeiner ganzen Regierung, mit Kälte und ſetzte ihn bei allen Gelegenheiten zurück. Als im Jahr 78 das preußiſche Corps d'Armée ſich an den Ufern der Weichſel zuſammenzog, um bald darauf bei Aſtrometzkow über dieſen Fluß zu gehen, mußte er, der viel älterer General-Lieutenant als Stutterheim war, unter deſſen ſeinen oft unvernünftigen und allemal unhöflichen Befehlen ſtehen. Der König hatte ihn weder mit auf den Feldetat geſetzt, noch auch zurück zu bleiben befohlen. Der arme alte General ſagte oft ſelbſt im Ton des tiefſten Schmerzes: „So weit habe ich es doch nun endlich gebracht, „daß ich hier beim Corps herum reiten muß, wie „ein Ordonanz-Fähndrich.“ In dem Augenblick, wo er in das Fahrzeug ſteigen, und ſich überſetzen laſſen wollte, bekam er einen Brief vom König, dem er etwas ſtark geſchrieben hatte, worinnen dieſer ihm

ſagte: „er ſolle wieder zurück gehen, es thue ihm „leid, daß er ſich ſo weit von dem Ort ſeiner Ruhe „entfernt habe, er könne in Finkenſtein ungeſtört blei„ben.“ Mit bittern Thränen, entfernte ſich der ehrwürdige Greis von ſeinem Regiment, und das ganze Corps fühlte gewiß, zu Friedrichs großem Nachtheile, das Unedle dieſer ganzen Begegnung. Kaum hatte der Geheime Rath von Brenkenhof, ohne dem der Netzbruch noch eine Wüſte wäre, und der König noch einige tauſend Unterthanen weniger hätte, die Augen geſchloſſen: ſo ließ der König ſein Vermögen, eines vermeinten Receſſes wegen, in Beſchlag nehmen, und über den Verſtorbenen eine Art von Inquiſition anſtellen. Seinen Sohn, einen ganz vortreflichen Cavallerie-Officier, hat er, wie den jungen Domhardt, aus ſeinem Dienſt gejagt.

Dem Grafen von Keiſerling, der ihm in Rußland, wo er zu den Zeiten Geſandter war, als Beſtuchef ſich alles, bis beinahe auf einen Gegenbeſuch bezahlen ließ, ſein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, verſagte er ſogar den Vorſchuß eines Capitals auf ſeine curländiſchen Güter.

Er

Er litt es, daß der Menſchenfeind Anhalt im Jahr 63, als der Friede ſchon beinahe geſchloſſen war, den alten Greis Stieglitz, einen Bürgermeiſter in Leipzig, weil er die nicht aufzubringende Brandſchatzung, die man der Stadt abfoderte, nicht bewilligen wollte, wie einen Mörder behandelte. Dies war der nämliche Mann, der, als Friedrichs Vater bei der Juriſten-Facultät in Leipzig ein Gutachten verfertigen ließ, über die Rechtsfrage: ob er ſeinen Sohn könne hinrichten laſſen oder nicht? die ſchönſte und ſtärkſte Vertheidigung für den Kronprinzen verfertigte. Dem Grafen von Schwerin, dem Mann, ohdeſſen kluges Benehmen und liebenswürdige Eigenſchaften, Peter der dritte nie ein ſo warmer Freund Preuſſens geworden wäre, ſchenkte er, als er ihm nicht nur den Frieden, ſondern auch den Allianztractat mit Rußland nach Breslau brachte, zur Belohnung für ſeine Geſchäfte, Güter in Ober-Schleſien, die er aber ſchon vorher dem Flügel-Adjutanten von Goetz geſchenkt hatte. Wie Graf Schwerin dieſen Irrthum dem König berichtete, lächelte er und ſagte: „Nun, nun, es wird ſich etwas anders finden.“ Aber alles was ſich fand, war das: daß er dem nämlichen Graf Schwerin, ſobald er Anhalten alles das gelehrt,

was er wiſſen mußte, erſtlich beinahe Jahr und Tag in Potsdam auf die Schloßwacht ſetzte; (ein bis daher in der preußiſchen Armee unerhörtes Exempel, daß ein Staboefficier auf die Hauptwacht in Arreſt gekommen wäre) alsdann ihn zu dem damaligen Bilderbeckiſchen Regiment nach Küſtrin gleichſam verbannte, wo er bei beſtändigen Näckereien vom König, ſein Leben beinahe unthätig zubringen mußte; bis der König im Jahr 72 die neuen Regimenter errichtete, wobei er ihn wieder anſtellte. Nie hat er ihn jemals wieder, auch nicht einmal etwas Angenehmes geſagt, deſto öfter aber die bitterſten und ungegründeſten Vorwürfe gemacht. Ich ſehe mein Brief übertrift an Länge bei weitem alle gewöhnlichen, alſo auch kein Wort mehr.

Sechs-

Sechster Brief.

Unter der großen Menge glänzender und herrlicher Eigenſchaften, die der König beſaß, war dieſe gewiß nicht die geringſte, daß er ganz vortreflich ſprach. Jedes an ſich wenig oder nichts bedeutende Wort konnte er mit einem Ausdruck belegen, der hinreiſſend war. Nahm er ſich nun vollends vor, etwas durch ſeine Rede auszurichten, dann war die Gewalt ſeiner Worte unwiderſtehlicher, als die Wirkung ſeiner Kanonen. Er hat ſelten im eigentlichen Wortverſtande Reden gehalten; das einzigemal, wo er während des ſiebenjährigen Krieges ſeine Armee haranguirte, war den Abend vor der Schlacht bei Leuthen. Ich verſichere Ihnen bei Gott, ich habe dieſe Rede, ſo oft ſie mir auch iſt wiederholt worden, nie ohne Thränen anhören können, und nie ohne diejenigen, die ſie mir vorſagten, wiewohl es meiſtens unter Waffen und Kriegsgeräuſch etwas rauh und fühllos gewordene Soldaten waren, wie Kinder weinen zu ſehen. So würkten Friedrichs Worte noch nach zwanzig und mehrerern Jahren. Der König hatte alle Generals und Commandeurs nach Tafel zu ſich

in sein Quartier bestellt, und hier war es, wo er ihnen mit traurigem Ernst und zuweilen mit einer Thräne im Auge sagte: „Meine Herrn! ich habe „sie hierher kommen lassen, um ihnen erstlich für „die treuen Dienste, die sie zeither dem Vaterlande „und mir geleistet haben, zu danken. Ich erkenne „sie mit dem gerührtesten Gefühl. Es ist beinahe „keiner unter ihnen, der sich nicht durch eine große „und ehrebringende Handlung ausgezeichnet hätte. „Mich auf ihren Muth und Erfahrung verlassend, „habe ich den Plan zur Bataille gemacht, die ich „morgen liefern werde und liefern muß. Ich werde „gegen alle Regeln der Kunst, einen beinahe zwei„mal stärkern, auf Anhöhen verschanzt stehenden „Feind angreifen. Ich muß es thun, oder es ist „alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen, „oder uns vor ihren Batterien alle begraben lassen. „So denk ich, so werde ich auch handeln. Ist einer „oder der andere unter ihnen, der nicht so denkt, „der fodere hier auf der Stelle seinen Abschied. Ich „werde ihm selbigen ohne den geringsten Vorwurf „geben. Hier folgte eine Pause von Seiten des Redners, und eine heilige Stille von Seiten der Zuhörer; nur durch mit Mühe zurück gehaltene,

der

der Ehrfurcht und der heiligſten Vaterlandsliebe geweinte Thränen, unterbrochen. Darauf erhob der königliche Sprecher ſeine Stimme wieder, und fuhr mit freundlich lächelndem Geſicht fort: „Ich habe „vermuthet, daß mich keiner von ihnen verlaſſen „würde, ich rechne nun alſo ganz auf ihre treue „Hülfe und auf den gewiſſen Sieg. Sollt ich blei„ben, und ſie nicht für das, was ſie morgen thun „werden, belohnen können, ſo wird es unſer Va„terland thun. Gehen ſie nun ins Lager, und ſa„gen ſie das, was ich ihnen hier geſagt habe, ihren „Regimentern; und verſichern ſie ihnen dabei, ich „würde ein jedes genau bemerken. Das Cavallerie„Regiment, was nicht gleich, wenn es befohlen „wird, ſich à corps perdu in den Feind hineinſtürzt, „laß ich gleich nach der Bataille abſitzen, und mach „es zu einem Garniſon-Regiment. Das Bataillon „Infanterie, was, es treffe auch worauf es wolle, „nur zu ſtocken anfängt, verliert die Fahnen und die „Säbels, und ich laß ihnen die Borden von der „Montirung ſchneiden. Nun leben ſie wohl meine „Herrn, morgen um dieſe Zeit haben wir den Feind „geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder.“ Ich „werde heute ſelbſt noch ins Lager kommen, und mit

„den Leuten sprechen.“ Gegen Abend ritt der König ins Lager, und stieß zuerst auf die Garde du Corps. Sie boten ihm, wie sie das im Felde gewohnt waren, einen freundlichen guten Abend: welchen der König freudig erwiederte. Einige der alten Krieger drängten sich hervor, und riefen ihm in ihrem treuherzigen Ton zu: „Was bringst du uns noch so „spät?“ „Eine gute Nachricht:“ antwortete der König, „Kinder: ihr sollt morgen die Oesterreicher „brav zusammenhauen:“ mit einem derben Soldatenschwur, versicherten sie einmüthig, das wollten sie gewiß thun. „Ja aber seht einmal,“ fing der König von neuem an, „wo sie dort stehen, wie sie „verschanzt sind.“ „Und wenn sie den Teufel um „und vor sich hätten, wir schmeissen sie doch her„aus,“ war die naive Antwort; „führ du uns nur „hin.“ „Nun ich werde sehen was ihr könnt, legt „euch nieder und schlaft wohl.“ „Gute Nacht Frih“ rief ihm alles nach, und so ritt der König an der ganzen Front herunter, und unterhielt sich mit jedem Regiment. Den von Montteufel, jetzo Brüningischen Regiment sagte er: „Nun Kinder, wie wirds „morgen aussehen? der Feind ist beinahe noch ein„mal so stark als wir.“ „Das laß du nur seyn:“

gab

gab ihm das, man konnte mit Recht ſagen, aus unüberwindlichen Helden beſtehende Regiment zur Antwort: „es ſind doch keine Pommern dabei? Du „weißt ja wohl was die können.“ „Ja freilich weis „ich das, ſonſt könnt ich auch morgen die Bataille „nicht liefern wollen. Nun ſchlaft wohl, morgen „haben wir alſo den Feind geſchlagen, oder wir ſind „alle todt.“ „Ja! wiederholte das ganze Regi„ment, todt oder die Feinde geſchlagen!“ Wieder erzählt ſind die Worte des Königs, wenig mehr als hundertmal bei andern ähnlichen Gelegenheiten ſchon gehörter Dinge; aber ſie gerade Friedrichen aus dem Herzen reden zu hören, das war etwas Begeiſterndes. Noch bei einer andern Gelegenheit hielt der König eine Rede, die ich Ihnen, der Sie ſo gern viel von ihm hören mögen, mittheilen muß. Nachdem der General Winterfeld geblieben war, kam eben der Graf Schwerin, deſſen ich ſchon verſchiedenemal gedacht habe, der ſeit dem Tode ſeines Onkles, des Feldmarſchals, Adjutant bei ihm geweſen war, in die Suite des Königs. Es war damals in der preuſſiſchen Armee eingeführt, daß alle Generals-Adjutanten, wenn ihre Generals abgiengen, ſich beim Könige melden mußten. Er behielt ſie eine

Weile bei ſich, machte ſie nachher entweder zu ſeinen eigenen Adjutanten oder ſchickte ſie einem andern Generale zu. Graf Schwerin war damals Fähnrich und noch nicht völlig 18 Jahr alt. Einige Wochen vergingen, ohne daß der König, außer in dem Augenblicke, da er ſich bei ihm gemeldet hatte, auch nur ein Wort mit ihm ſprach, viel weniger ihm irgend einen Auftrag gab. So folgte er dem König bis Erfurt. Hier gab dieſer eines Tages, wie gewöhnlich, die Parole aus, und ſagte darauf zu den verſammelten Generals und Officiers in einem feierlichen Tone: „Meine Herrn! ich werde heute etwas thun, was ich bei Antritt meiner Regierung mir ſelbſt bei meiner Ehre verſprochen hatte, es nie zu thun, nämlich: Jemanden bloß ſeiner Verwandſchaft wegen, außer ſeiner Tour zu avanciren; aber ich hoffe, ſie werden mir die Uebertretung dieſes meines Verſprechens, was ich, wie ſie mir allerſeits bezeugen können, noch immer heilig und unverbrüchlich gehalten habe, verzeihen; wenn ich ihnen meine Bewegungsgründe dazu ſage. Wem unter Ihnen iſt das Andenken des großen, für uns alle noch immer zu früh verlornen Feldmarſchalls Schwerin nicht heilig? Wer von Ihnen, wer in meiner Armee, wer in ganz

Eu-

Europa wird es mir verdenken, wenn ich für dieſen außerordentlich großen Mann, etwas Außerordentliches thue. Schwerin komme er her" (der König nahm ihn bei der Hand) „ich mache alſo hiermit dieſen ſeinen Neffen zum Hauptmann und meinen Flügel-Adjutanten. Glaube er ja nicht, mein lieber Schwerin, daß ich dies um ſeinetwillen thue, es geſchiehet bloß um das Andenken ſeines unvergeßlichen Onkles zu feiern. Mit Thränen bitte ich ihn" (der König küßte ihn zärtlich) „vor dieſer ehrwürdigen Verſammlung beſchwör ich ihn, verderbe er mir die Freude nicht, immer mit Vergnügen ein lebendiges Andenken vom großen Schwerin um mich haben zu können. Er hat viel zu thun, wenn er dieſen Mann ähnlich werden will. Nun meine Herrn! machen Sie das, was ich Ihnen hier geſagt habe, meiner Armee bekannt. Nicht wahr Sie verzeihen mir die heutige Ausnahme meiner Regel."

Mich deucht, man könne ſich nicht leicht einen ſchönern und rührendern Auftritt denken: Schade nur, daß er in der Folge der Zeit nicht viel mehr blieb, als ein bloßes Coup de Théatre.

Eben so verstand niemand besser wie Friedrich, die Kunst zu loben oder schmeichelhafte und höfliche Dinge zu sagen. Als er im Jahr 73 zum erstenmale nach der Occupation von Westpreußen, in diese Provinz kam; schickte die Stadt Danzig eine Deputation an ihn. Der damalige preußische Resident in Danzig, hatte, ich weiß nicht warum, alle Leute zu überreden gesucht, der König sey sehr ungnädig auf die Stadt, und werde ihre Abgeordneten schrecklich anfahren. Man suchte also unter einem Wohlweisen Magistrate diejenigen aus, die man für die Unerschrockensten hielte. Sie lernten lange Reden auswendig; nahmen alle ihre Seelenkräfte zusammen, und traten nun so mit stoischer Philosophie ausgerüstet vor dem König. Dieser redete gegen alles Ihr Erwarten sie an, sagte Ihnen eine Schmeichelei, ein verbindliches Compliment über das andere, so, daß sie sich beständig tief beugen mußten und schlechterdings gar nicht zu Worte kommen konnten. Dies ist einer der lächerlichsten Auftritte gewesen, die ich mich in meinem Leben gesehen zu haben erinnern kann. Wie sehr dem König überhaupt das viele Sprechen, und das verbindliche Dinge sagen, ganz zur andern Natur geworden seyn muß, davon kann

wohl

wohl niemand ein beſſeres Zeugniß geben, als der edle Dok[illegible] von Zimmermann. Denn noch nie hat wohl ein Menſch, den eine Indigeſtion quält, oder der ein Klyſtir bei ſich hat, (und das war doch meiſtens der Fall, in welchem ſich der König bei ſeinen drey und dreyßig mit ihm gehabten Unterredungen befand,) mehr geſprochen und größere Komplimente gemacht, als der Ritter Löwenzahn, ſeinem königl. Kranken in den Mund legt.

Den größten Dienſt, leiſtete des Königes Beredſamkeit ihm ohnſtreitig damals, als er blos durch ſie, dem rußiſchen Feldmarſchall Tſchernitſchef dahin vermogte, daß er ihm ſeinen Plan ausführen half. Dieſer ganze Vorfall iſt überhaupt zu merkwürdig, und verbreitet meiner Einſicht nach, ein zu helles Licht über den Charakter des Königs, als daß ich Ihnen ſelbigen nicht genauer erzählen ſollte. Doch da dieſer Brief ſchon lang genug iſt, ſo will ich dieſe Erzählung bis auf den folgenden verſparen.

Siebenter Brief.

Der König hatte eben den Officiers seines rußischen Regiments, das ihm der Kaiser geschenkt hatte, und das mit bey dem Corps von 20000 Mann rußischer Hülfstruppen stand, welches Tschernitschef kommandirte, ein großes Mittagsessen gegeben, wobei alle rußische Generals und der Feldmarschall selbst gewesen waren. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo der König zum ersten und letztenmale die rußische Uniform trug. Wenig Stunden nach diesem Feste erhielt er die schreckliche Nachricht: daß Peter der dritte todt sey: Catharina aber den Thron bestiegen, die Allianz mit ihm aufgehoben, und dem bei ihm stehenden rußischen Corps den Rückmarsch anbefohlen habe. Kein Mensch im Hauptquartier, das sich diesen Tag über, ganz der Freude überlassen hatte, wußte von diesem Vorfall eine Sylbe. Unerwartet wurde der Major Graf von Schwerin zum König gerufen. Der König lag auf dem Canapee, todtenblaß; Thränen trübten seinen Blick, und so beinahe empfindungslos blieb der sonst nicht leicht zu erschütternde Friedrich, fast eine viertel Stunde ohne ein Wort zu

spre-

ſprechen ſtarr und unbeweglich liegen. Schwerin fieng an zu zittern, und glaubte der König, den er wenig Stunden zuvor ſo heiter verlaſſen hatte, ſey entweder gefährlich krank geworden, oder habe eine unglückliche Nachricht vom Prinz Heinrich aus Sachſen bekommen. Endlich faßte er Muth und fragte: „um Gotteswillen Ihro Majeſtät was iſt Ihnen? Mit kaum hörbarer Stimme, ſagte der König, denk er nur Schwerin die — —" (hier ertheilte der König der Selbſt-Herrſcherin aller Reußen einen Ehrentitel mit welchem ſich die geſalbten Collegen freylich eigentlich nicht zu belegen pflegen) „in Petersburg hat ihren Mann umbringen laſſen, geht von meiner Allianz ab, Tſchernitſchef muß zurück. Was ſoll ich nun anfangen? Wie muthlos wird das meine Armee machen. Alles iſt verlohren! Nein der Schlag iſt zu ſtark?" und der König weinte bitterlich.

Nach einer ziemlich langen Pauſe, erhob ſich Friedrichs Geiſt über die gewöhnlichen Menſchenkräfte. Heftig ſprang er von ſeinem Lager auf, und befahl Schwerinen hinaus zu gehen und zu befehlen; daß kein Menſch unter irgend einem Vorwande ſich ſeinem Zimmer nähern ſollte. Nun gieng er an

ei-

einen Tisch, auf welchem der Plan der Gegend, in welcher er und der Feldmarschall Daun standen, lag; besah ihn eine lange Weile mit stiller Aufmerksamkeit, gieng mit langsamem Schritt einigemal im Zimmer auf und nieder, faßte Schwerinen bei der Hand, und redete ihn folgendermaßen an. „Schwerin er weiß wie lieb ich ihn habe; er muß mir jetzt den wichtigsten Dienst thun, den mir noch je ein Mensch geleistet hat. Reit er gleich ins rußische Hauptquartier und bringe er mir Tschernitschef; bringen muß er ihn, es koste auch was es wolle, ich muß ihn sprechen, heute noch sprechen, oder ich bin verloren. Sein Kopf steht mir davor (hier ließ er seine Hand los und veränderte den Ton seiner Stimme) daß er keinem Menschen etwas von dem sagt, was ich ihm so eben erzählt habe. Sehe er recht vergnügt aus, daß um Gottes willen, niemand im Hauptquartiere merkt, was vorgeht: hört er wohl, sehe er recht vergnügt aus, nun reite er gleich fort, und bringe er mir den Feldmarschall: nur geschwind fort, aber komme er mir nicht ohne Tschernitschef wieder." Graf Schwerin ritt mit schwerem Herzen, und mit ängstlich freundlich gezwungenem Gesicht, in das rußische Hauptquartier. Hier war alles schon in der größten Bewe-

gung

gung, der Feldmarſchall, hatte in derſelbigen Minute, in welcher der König die Nachricht der großen rußiſchen Revolution erhalten hatte, auch die Ordre bekommen, das Corps der neuen Kaiſerin den Eid der Treue ſchwören zu laſſen. Alle Generals waren verſammelt, und ſchwuren. Man wollte anfänglich den Graf Schwerin nicht melden, endlich aber, that es doch einer ſeiner Freunde, ein Adjutant des Feldmarſchalls, des Verbots, keinen Fremden zu dieſer Ceremonie zu laſſen, ohnerachtet. Der Feldmarſchall kam ſelbſt, und nöthigte den preuſſiſchen Abgeordneten herein. Kaum war die Feyerlichkeit des Schwörens vorbei, ſo fing man an, das Feſt auf gut Ruſſiſch zu feyern, es wurde tapfer auf das Wohlſeyn der neuen Kaiſerin getrunken; Schwerin aber benutzte einen günſtigen Augenblick den Feldmarſchall allein ſprechen zu können, um ihn zu hinterbringen, das ihm der König zu ſprechen wünſche. Tſchernitſchef verſicherte, jetzt gleich ſey ihm dieſes ohnmöglich, weil es ihm, da ſich das ganze Syſtem ſo plötzlich geändert hätte, ſehr leicht übel ausgelegt werden und von ſeinem Hofe Verantwortung zuziehen könnte: über dieſes habe er auch jetzt nicht Zeit, weil er gleich einen Adjutanten in das öſterreichiſche Lager abferti-

gen müßte, um den Feldmarschall Daun zu benachrichtigen, daß er von heute an aufhöre, als Feind gegen ihn zu stehen. Schwerin, dazu bestimmt dem Könige große Dienste zu leisten, verlor den Muth nicht, sondern sagte endlich dem Feldmarschall: „Ew. Excellenz kennen meinen König, bring ich sie nicht heute Abend noch zu ihm, so verliere ich meinen Kopf. Denn das ist meine Abfertigung gewesen; nun thun sie was sie können und wollen.“ Tschernitschef fing an in seinem Entschluß zu wanken; Schwerin wurde noch dringender, und endlich sagte jener zur Gesellschaft: „Ich muß sie auf einige Zeit verlassen, um diesen Adjutanten des Königs abzufertigen“ und eilte mit ihm aus dem Zimmer. Ohne daß es Jemand weiter bemerkte ritt er mit ihm fort. Kaum hatten sie sich nur wenige Schritte von seinem Quartier entfernt, als der Feldmarschall fragte: „ob der König die in Rußland vorgefallene Veränderung schon wisse.“ Zum Glück für den Graf war es schon so finster, daß der neugierige Russe auf dem offenen Gesicht des über alle niedrige Verstellungskünste weit erhabenen Schwerins nicht mehr lesen konnte: daß seine verneinende Antwort nur eine befohlene aber keine gegründete sey. Auf dem ganzen Wege sprach der

Feld-

Feldmarſchall von nichts, als von ſeiner Achtung und Liebe für den König, und wiederholte mehr als einmal: wie unendlich Leid es ihm thue, daß er ihm ſeine Ergebenheit und Eifer, ihm zu dienen, nicht ſo habe beweiſen können, wie er es gewünſcht und gehofft habe. Bei der ganzen Veränderung in Rußland, bei der er nicht anders als gewinnen könne, bleibe es ihm doch ſchmerzhaft, daß ihm nun alle Gelegenheit, dem Könige nützlich werden zu können, genommen ſey. Unter ſolchen Geſprächen und bei wiederholten Fragen, ob er denn wenigſtens nicht wiſſe, oder doch nur vermuthe, was der König von ihm wolle, kamen ſie endlich vor deſſen Quartiere an. Der König lag im Fenſter, kam herunter und führte den Feldmarſchall ſelbſt mit dem Lichte in der Hand ins Zimmer. Nun ſagte der König zu Schwerinen: „laß er mich mit dem Feldmarſchall allein, bleib er in dem Vorzimmer, und mit ſeinem Leben muß er mir davor ſtehen, daß uns kein Menſch behorchen kann, ich habe allen meinen Leuten befohlen, daß ſich keiner ſoll ſehen laſſen, bis ich einen rufen werde.“ Der König ſahe bei dem Empfang des Feldmarſchalls freundlich aus, war völlig angekleidet, den Degen an der Seite, die Schärpe um, den Hut wie

gewöhnlich auf, den Stock in der Hand, als wollte er den Augenblick ausreiten. So dauerte die große Unterredung über dreyviertel Stunden. Endlich eröfnete der König die Thüre und rufte Schwerinen herein. Der König und der Feldmarschall hatten Thränen in den Augen, der König umarmte ihn und sagte: „Nun will ich Sie nicht länger aufhalten, ich werde nie vergessen, daß Sie der Mann sind, der das Unglück, was mir drohete, mindern half: hätte ich Königreiche zu verschenken, ich gäbe Ihnen eins: nun gute Nacht!" Tschernitschef konnte sich kaum vom Könige losreissen, und stammelte die wenigen Worte: „Machen Sie mit mir was Sie wollen, das, was ich Ihnen zu thun versprochen habe, kostet mir wahrscheinlicherweise das Leben: aber hätte ich deren zehne zu verlieren, ich gäbe sie gerne hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe." Schwerin bekam Befehl, den Feldmarschall wieder zu begleiten, und nachdem dieser nach einem lange anhaltenden Stillschweigen, wie aus einem tiefen Schlaf erwacht war, sagte er zu diesem seinen Begleiter: „Gott Schwerin! was ist ihr König für ein Mann, was gäb ich darum, wenn ich in seinen Diensten wäre! Wer kann dem Manne widerstehen, wo man ihn

spre-

ſprechen hört? Auf dem Schaffot, das ich vielleicht um ſeinetwillen betreten muß, werde ich noch mit Entzücken an alle das denken, was er mir heute geſagt hat. Umarmen ſie mich noch einmal, wir ſehen uns gewiß nie wieder. Sagen ſie dem König noch, wenn er noch etwas mehr als mein Leben verlange, ich wollte es ihm auch geben.“ So ſchickte er ihn wieder zurück, ohne ihn ganz bis in ſein Quartier mitzunehmen. Als Schwerin wieder zurück kam, fand er im Hauptquartier alles in der größten Bewegung. Der König hatte gleich nach der Entfernung des Feldmarſchalls die Generals rufen laſſen, und ihnen die Dispoſition zum morgenden Angriff des Feindes gegeben, bei welcher er das Tſchernitſchefſche Corps noch immer wie unter ſeinen Befehlen ſtehende Hülfstruppen betrachtete.

Der Zweck dieſer ganzen Unterredung war geweſen, Tſchernitſchefen zu bewegen, den General Daun nicht eher, als nach Verlauf von 24 Stunden von dem, was in Rußland vorgefallen war, zu benachrichtigen, weil er genau berechnet hatte, daß der Courier, der dieſe Nachricht nach Wien bringen ſollte, nicht eher als um dieſe Zeit da eintreffen konnte. Fer-

ner ſollte er bei dem morgen zu unternehmenden Angriff auf Burkersdorf mit ſeinem Corps ausrücken, damit Daun, der vom Aufheben der Allianz zwiſchen Rußland und Preuſſen noch nichts wußte, dieſen ein beträchtliches Corps entgegen ſtellen müßte, wodurch ſeine Armee um deſto ſchwächer, die Preuſſiſche aber um deſto ſtärker würde, weil ſie den Angriff deſto muthiger thun mußte, ſo lange ſie die Ruſſen noch immer für ihre Bundsgenoſſen hielt. Tſchernitſchef ſeiner Seits, gab gleich nach ſeiner Rückkehr ins Hauptquartier Befehl, daß das Corps morgen in der Stunde, die der König beſtimmt hatte, ausrücken, und die zwiſchen ihnen beiden verabredete Stellung nehmen ſollte, unter dem Vorwand: er träfe dieſe Veranſtaltung aus Vorſorge, weil er, nach einer mit dem König gehabten Unteredung, aus der er nun kein Geheimniß mehr machte, bemerkt zu haben verſicherte, daß der König über die Aufhebung der Allianz äußerſt aufgebracht ſey; und es alſo nicht unmöglich wäre, daß er ſie angriffe, und vielleicht gar zu Gefangnen machen könne; welches um deſto leichter wäre, da ſeine Verhaltungsbefehle ſo zweideutig wären, und nicht genau beſtimmten, für welche von beiden kriegführenden Mächten ſich die Kaiſerin erklä-

klären wollte. Die mehrentheils alle halb berauschten russischen Generals, nahmen diese sehr auf Schrauben gesetzte Erklärung für lauter Wahrheit an, und 20000 Russen machten bei der Affaire von Burkersdorf die allersonderbarste Figur; sie standen da, ohne daß sie wußten warum, so wie ungefähr unerfahrne Statisten im einem heroischen Schauspiele. Die Oesterreicher, die sich den Angriff gar nicht vermutheten, und das russische Corps zum erstenmale gegen sich sahen, wurden aus ihren Verschanzungen geworfen. Der König schickte während des Gefechts Schwerinen einigemal an den Feldmarschall, der immer vor der Fronte herumritt und ausrief: „Ists möglich, daß Infanterie das thun kann, was ich die preußische hier thun sehe?" Gleich nach beendigter Affaire, schickte der König, der getroffenen Verabredung gemäß, einen andern Adjutanten an den Feldmarschall, und ließ ihm mündlich sagen, nun könne er mit seinem Corps marschieren, er werde es nicht verhindern. Nachmittags schickte er Schwerinen mit einem Brief nebst einem mit Brillanten besetzten Degen, 20000 Thaler am Werth, an den Feldmarschall: der über das alles, was seit zwölf Stunden mit ihm vorgegangen, krank geworden war.

Er bat den Ueberbringer dieſes königlichen Andenkens, dem Könige ſeinem Herrn zu ſagen: er habe ihn nun für die ganze Welt unbrauchbar gemacht, denn er werde nie Jemanden finden, den er wieder ſo lieben und hochſchätzen könnte, wie ihn. Mich deucht dieſer Vorgang werde Ihnen hinlänglich beweiſen, daß ich recht habe, wenn ich behaupte: ſo wie Friedrich ſprechen konnte, konnte es niemand.

Achter Brief.

Unter allen Vorwürfen, die man dem Könige gemacht hat, war gewiß keiner, obgleich auch Sie, mein Freund, ihn zu glauben nicht abgeneigt scheinen, ungegründeter und ungerechter, als der des Geitzes. Geitzig war er in keinen Betracht: seine Dienerschaft; besonders seine Bedienten wurden sehr gut bezahlt. Sein Militair war, glaube ich, in ganz Europa dasjenige, in welchen sich jedermann, vom Gemeinen bis zum General, am besten stand. Wenig große Herrn haben Künstler aller Art, als Sänger, Tonkünstler, Tänzer, Mahler, Bildhauer, Baumeister, u. dgl. besser bezahlt als er. In allem, nur seine Kleidung und das Ameublement seiner eignen Wohnzimmer ausgenommen, liebte er die Pracht. Das sogenannte neue Schloß bei Potsdam, ist beinahe übertrieben und bis zum Unausstehlichen prächtig. Keinem großen Herrn haben vielleicht Gärten und Gartenfrüchte mehr gekostet als ihm. Die Livree seiner Bedienten, war zwar für unser Zeitalter geschmacklos, aber überaus kostbar. Wenn er Geschenke machte, und deren machte er alle Jahr, so

waren sie sehr ansehnlich. Von einer Menge kleiner Ersparnisse, durch die man in andern Ländern den Dienern des Staats bei allen nur erdenklichen Gelegenheiten etwas abzuzwacken, und die Kassen zu bereichern sucht, wußte er nichts. Wenn z. B. ein Regiment oder Compagnie noch so lange erledigt blieb, so bekam entweder, der neue Besitzer desselben, oder ein anderer, dem es der König schenkte, alles das, was während der Zeit an Einkünften war gesammelt worden. Niemals zog er eine in dem Etat einmal vestgesetzte Stelle unter irgend einem Vorwande wieder ein, oder setzte den Neuankommenden schlechter, als wie sein Vorfahre gestanden hatte.

Ueber zwei Dinge hat man besonders in der Armee gewaltig geklagt und sie seinem Geize zugeschrieben; aber gewiß mit Unrecht. Beim Antritt seiner Regierung, waren acht Feldmarschälle, jeder mit 20000 Rthlr. jährlichen Gehalts, angestellt; diese ließ er aussterben, aber gewiß nicht um die 160000 Rthlr. zu sparen, die er der Armee sehr reichlich in kleinern Vertheilungen wieder zufließen ließ, sondern, weil er keinen Feldmarschall haben wollte. Er und sein Bruder Heinrich waren seiner

Ar-

Armee genug; und ein Feldmarschall, der nur ein Corps von 20 bis 30000 Mann commandierte schien ihm lächerlich: mit einem Wort, diese Charge paßte nicht in seinen Plan. Das zweite, was man ihm von Seiten der Armee zur Last legte, war dieses: daß er nach dem Frieden von 63 einen verschiedenen Bezahlungsetat für die Compagnie-Chefs in derselben einführte. Auch dies war nichts weniger als Geiz, sondern anfänglich sollte es eine Art von Unterscheidungszeichen unter den Regimentern seyn, weil er seiner vielleicht irrigen, aber nun einmal angenommenen Meinung nach, nicht mit allen Regimentern gleich zufrieden zu seyn, Ursache zu haben glaubte. Vermuthlich kam noch ein Hauptgrund zu dieser Veränderung daher, daß er sah, die Armee würde, wenn er es bei der Einrichtung ließe, wie sie vor dem Kriege war, vermöge welcher die Compagnie-Chefs alle Beurlaubte zogen, und dagegen die ganze Werbung stehen mußten, nie komplet werden. Der siebenjährige Krieg hatte ihn hie und da vielleicht mit Recht mistrauisch gemacht. Berechnet man nun, was für außerordentliche Summen dem Könige die so genannte Reichswerbung, die er nun selbst übernahm, kostete; so wird man leicht einsehen, daß er

bei

bei der neuen Einrichtung mehr verlor, als gewann. Und die Compagnie-Inhaber sahen nach und nach auch ein, daß sie unglücklich geworden wären, wenn sie für ihre Kosten hätten werben müssen, da die Menschen immer theurer wurden. Eben diese unglückliche Reichswerbung, die eigentlich zu nichts diente, als die Armee durch den zusammengeraften Auswurf der Menschheit schlecht zu machen; ist ein Beweis für meinen Satz, daß der König nicht geitzig war. Jeder Reichsrekrute, der zu einem von den Werbeplätzen sehr weit entfernt liegenden Regimente kam, kostete dem König gewöhnlich 90 bis 100 Rthlr., und oft that er weiter nichts, als daß er, wenn er einige Monat im Lazareth gelegen, einige grobe Exceße gemacht, und ein Complot angestellt hatte, bei der ersten besten Gelegenheit, wieder weg lief. Ich bin überzeugt, die Infanterie wäre um 30000 Mann besser geworden, wenn man 10000 ganz schlechte Menschen, die sich unter selbiger befanden, in einem Tage weggejagt hätte. Der König hätte, wenn er geitzig gewesen wäre, sich diese Ausgabe erspart; aber er behielt sie deswegen bei, um seinen Officiers und Unter-Officiers dadurch beständig Beschäftigung zu schaffen, daß sie die Rekruten erst exerciren, und

dann

dann auf die Ungezogensten unaufhörlich genaue Achtung geben mußten. Er erklärte sich einmal darüber ganz deutlich gegen den Obersten von Buttlar, damaligen Commandeur des Regiments-Garde. Es stand bei diesem Regiment ein Soldat, der ein Spanier von Geburt und einer von jenen unglücklichen Menschen war, die schlechterdings durch nichts zu bessern sind. Nachdem man alles Mögliche mit ihm vergebens versucht hatte, sagte der Oberste Buttlar endlich zum König: „Der Mensch ist eine wahre Last für das Regiment: Ihro Majestät sollten ihn wegjagen. Den Teufel auch! antwortete ihm der König, von dessen Lieblingsausdrücken dieses einer war, ich kenne den Menschen; es ist ein braver Kerl: Ihr wollt lauter Schlafmützen haben, damit ihr und eure Unter-Officiers auch den ganzen Tag schlafen könnt. Er soll bleiben!“

Der König liebte das Geld nicht, er achtete es kaum, bei sich trug er nie welches. Das, was man gewöhnlich bei andern Fürsten Chatoulle oder Cabinets-Casse nennt, bestand bei ihm beständig in 1000 Stück Friedrichsd'or, die unverschlossen in Rouleaus von 50 bis 100 Stück in seinem Zimmer auf dem Tisch

sagen. Wenn sie alle waren bekam der zeitige Geheime Kämmerer, eigentlich sein erster Kammerdiener, der meistens die Livree eines Kammer-Husaren trug, den Auftrag einen neuen Vorrath zu schaffen. Zu dieser Stelle kam jederzeit ein Mensch, der vom Tambour oder Grenadier des Garde-Bataillons erst zum so genannten Klein-Laquai, alsdann zum Kammer-Laquai, und endlich bis zu dem Verwalter des Königlichen Privatschatzes stieg. Mehr als einer dieser Leute, hatten zuweilen jährlich Tonnen Goldes unter ihren Händen, und zu berechnen. Es ist außer Zweifel, daß von jenen 1000 Friedrichsd'or mehr als ein Packet in unrechte Hände kam, ohne daß es der wenig darauf achtende König, auch nur bemerkte. Und wenn es auch geschah, daß er die gar zu geschwinde Abnahme dieser seiner Börse gewahr ward, so war alles, was er that, daß er den Kammer-Husaren vielleicht sagte: „Aber Schlingel, wie ist es möglich, daß das Geld schon wieder alle seyn kann: schaft nur geschwinde anderes." Dieses Geld sollte eigentlich nur zu solchen Ausgaben verwendet werden, zu denen kein besonderer Fond angewiesen war. Küche, Kellerei, Bediente, königliche Gebäude und Gärten hatten alle ihren festgesetzten Etat.

Gebaut hat wohl nicht leicht ein König mehr, und das Geld zuweilen dabei wirklich mehr weggeworfen, als er. Potsdam, was doch nie mehr war als eine große Caserne, kostete Millionen. Die Vestung Silberberg, welche, wie viel große Ingenieurs behaupten, mehr ein Kunstwerk, als eine für den Schutz von Schlesien nothwendige Festung ist, hat ungeheure Summen erfordert. Er schlug nie Geld ab, was ihn zur Verbesserung seines Landes abgefordert wurde; und hat sich sehr oft, von Unwissenden, oder gar treulosen Unternehmern betrügen lassen. Was er seinem Lande geschenkt hat, ist weltkundig. Wenn er zuweilen bei kleinen Gelegenheiten unköniglich gab, so geschahe dies gewiß nicht aus Geitz, sondern deswegen, weil er: so ein erfahrner Finanzier in Großen er auch war, doch wirklich den Werth des Geldes und den Preis der Dinge nicht recht kannte. Davon mag folgendes zum Beweise dienen. Als die Armee Anno 78 in Böhmen eingerückt war, entstand schon am zweiten Tage eine ganz unerhörte Theurung im Lager. Gleich neben dem Hauptquartier schlug ein Marketenter, der mit Zucker und Kaffee handelte, seine Bude auf. Der König gieng, nach dem er die Parole ausgegeben hatte,

mit dem General Tauenzien spazieren, und sagte ihm lächelnd: „Sehe er einmal wie sich die Packknechte an die Bude des Kerls herandrängen; meine Officiers müssen doch noch Geld haben: ob wohl der arme Teufel was verdient? Ja wohl, sagte Tauenzien, er ist erschrecklich theuer, er nimmt für das Pfund Zucker einen Thaler. So? — sagte der König ganz naiv, das ist wohl theuer?“

Nun muß ich noch etwas berühren, woraus so viel kurzsichtige Menschen des Königs Geiz haben erweisen wollen: Das ist nämlich seine schlechte Kleidung. Ich behaupte aber, dies war die allerstudirteste Coquetterie, wenn man unter diesem Worte anders eine Sucht zu glänzen und Andern in die Augen zu leuchten, verstehn will. Was dem Diogenes seine Tonne war, das war dem König sein schlechter Rock, seine zuweilen zerrissenen Stiefeln, und seine mehrentheils vor Alter roth gewordenen schwarzen sammtnen Beinkleider. Er wollte immer grade so aussehen, wie er auf dem Schlachtfelde von Lowoschütz, von Roßbach, von Leuthen, von Cunnersdorf ausgesehen hatte. Das Auge des Vorübergehenden, sollte auch nicht eine Sekunde auf der Schaale ver-

verweilen, ſondern gleich voller Bewunderung auf den Kern zurückſehen. Sein über alles erhabener Geiſt konnte auch nicht den allerentfernteſten geborgten Glanz vertragen. In ſeinen jüngern Jahren, war er immer geſchmackvoll und prächtig gekleidet. Bis zum ſiebenjährigen Kriege trug er noch oft die Gallamontirung ſeines erſten Bataillons. Aber nach dieſem, ſeinen Ruhm auf ewig gründenden Kriege verſchwand dies alles. Nun ſchmückten Lorbeeren, wie ſie noch keinen Feldherrn krönten, ſein Haupt, was ſollte da ein modiſches Kleid? Bedenken Sie ferner, daß ihm die Zeit viel zu koſtbar war, als daß er ſie an dem Putztiſch hätte verwenden ſollen. Nach und nach artete freilich dieſe erſt mühſam erlernte Entſagung vom Putz in Gewohnheit aus, und ward, wie es faſt immer der Fall iſt, Uebertreibung. Wer, als ein ſehr ſchwacher Beobachter, könnte alſo nun noch einen Augenblick glauben, daß es Geiz geweſen ſey, der ihn bewog, ſich ſo und nicht anders zu kleiden?

In ſeinem Wohnzimmer ſahe es aus wie auf einer jeden Studierſtube. In dies Heiligthum durfte kein Menſch hineindringen, kein Burggraf, kein

Zimmerpolierer, und wie dergleichen Kreaturen heißen, die andere große Herren dafür bezahlen, ihre Zimmer täglich in kleine Tempel zu verwandeln, in welchen sich, die oft noch kleinere Pagode so gerne anbeten läßt, durfte jemals in diesem der Weisheit und dem Fleiße geheiligtem Zimmer aufräumen.

Wenn er Feste anstellte, was freilich in denen letzten 12 Jahren seines Lebens sehr selten geschah, weil es wenig Menschen mehr gab, für die er welche anstellen mogte; so waren sie prächtig, aber immer unerträglich steif. Um alles das, was bon ton heißt, hatte sich Friedrich seit vielen Jahren nicht mehr bekümmern mögen, und Hofkavaliers, die weiter nichts kennen und auch weiter nichts zu thun haben, als diesen zu studiren, hielt er nicht; also hatte freilich ein solches, von einem Kammerhusaren, oder höchstens von einem invalid gewordenen Officier, der den Titel als Hofmarschall hatte, arrangiertes Fest immer das Ansehen einer militärischen Parade. Ein Hofball, oder eine sogenannte große Cour war überhaupt der Platz, auf welchem Friedrich sich am wenigsten vortheilhaft ausnahm.

Neunter Brief.

Im Umgang war der König gewiß einer der liebenswürdigſten Menſchen, die je gelebt haben. Ich kann zwar meine eigene mit ihm gehabten Unterredungen nicht ſo wie der hannöverſche Esculap von Nro. 1 bis 33 herrechnen; aber ich habe ihn doch geſprochen, und ihn oft mit Andern ſprechen hören.

Zu ſeinen eigentlichen Geſellſchaftern, mit denen er Politik, Kunſt, Geſchichte oder Witz ſprach; mit einem Wort: die er zu ſeinem Vergnügen und Erholung brauchte; wählte er nur Leute von tiefen Kenntniſſen, richtiger Beurtheilungskraft und glänzendem Witze, wie z. B. alle die franzöſiſchen Gelehrten waren, mit denen er gleichſam den Morgen ſeines Lebens zubrachte. In ſpätern Jahren waren es ein Oberſter Quintus; ein Herr von Mitchel; ein Abt Baſtiani; ein Herr von Katt; ein Biſchof von Ermland; der regierende Herzog von Braunſchweig; General Rodich; Graf Neſſelrode; Marquis Luchſini; und am Rande des Grabes, wie uns Herr Zimmermann freilich nur ganz allein ſagt, der Ritter Zimmermann. In dergleichen Geſellſchaften,

ſprach er ohne alle Rückhaltung; doch hörte er, das, was ihn Andere ſagten, mit Ruhe und Aufmerkſamkeit an, und erlaubte ſich nur äußerſt ſelten ſtarke Spöttereyen gegen ſie. Doch konnte er auch an ſolchen Männern nicht gut vertragen, wenn ſie im geringſten das zu ſeyn ſchienen, was man à prétention, nennt. Denn ſogar ſeinen alten täglichen Vertrauten Geſellſchafter, dem vortreflichen Quintus, ſagte er einsmals etwas eben ſo Beißendes und Unſchickliches. Er fragte ihn nämlich: „Womit beſchäftiget er ſich denn jetzt?“ „Ich ſchreibe etwas über das Metier;“ antwortete ihm dieſer. — „Was, über das Me„tier? ſein Metier iſt, wie man im Hubertsbur„ger Schloſſe die Treſſen von den Tapeten ſchneidet.“ Sehr kurz, und in dem bitterſten Tone erwiederte ihm der ſonſt ſo ſanfte Quintus: „Wenn es das „würklich wäre, ſo hätte ich es nur von Ihnen ge„lernt.“ Und nun hatte er auf eine lange Zeit vor dergleichen Anfällen Ruhe. Oft ſagte der König von Leuten: „Der Menſch iſt mir viel zu klug.“ So beurtheilte er z. B. den verſtorbenen General Gaudi, auch den General Saldern, und den General Möllendorf, den vortreflichen Möllendorf, behandelte er aus dieſem Grunde zuweilen etwas mit Kälte.

Ei-

Eine zweyte Art von Gesellschaft wählte sich Friedrich bloß deswegen, um durch diesen vertrautscheinenden Umgang den Leuten, die er dazu wählte, noch mehr Gewicht und Ansehen zu geben. Dazu gehörten die meisten seiner Generals, mit denen er zuweilen Tage und Wochen ganz allein verlebte. Denn wie wäre es, unter andern, sonst wohl möglich gewesen; daß er nur eine Minute mit dem General Ramin, der eigentlich noch in das Zeitalter der Hunnen und Vandalen gehörte, anders als auf der Parade hätte sprechen können? Aber seinem einmal angenommenen Grundsatz gemäß, konnte er es doch über sich gewinnen, die Erzählung seiner Fähndeichstreiche mit einer Art von Theilnehmung anzuhören. Vom General Ziethen, dem alten würdigen Greise, der freilich eher eine Bataille zu gewinnen, als Friedrichen zu unterhalten wußte, sagte er einmal selbst: als er ihn fragte: „Was machte er denn eigentlich „für ein Manöver bey Torgau, mein lieber Ziethen?" und ihm dieser antwortete: „Nun, was machte ich? „ich sahe, daß die Oesterreicher den Teichdamm nicht be„setzt hatten, und kommandirte marsch!" „Der „Mann ist grausam dumm, aber er hat Glück." Den General Seidlitz, der oft in 24 Stunden kaum

14 Worte sprach, immer von finsterer Laune war, und außer vom Reiten, Trinken und Jugendsünden wenig zu sprechen wußte, hatte er sogar die Erlaubniß gegeben, in seiner Gegenwart Toback rauchen zu dürfen; und der König sahe oft gähnend dem aus seiner Pfeife fliegenden Rauche nach, und doch ließ er ihn fast alle Jahr einige Wochen zu sich kommen: und that immer als wenn er sich seiner Gesellschaft freuete. Eigentlich freuete er sich, nicht den Herrn von Seidlitz, wohl aber den Sieger bey Roßbach und Zorndorf bey sich zu sehen. Eben diese Bewandniß hatte es mit seiner fast täglichen Tischgesellschaft. Noch eine andere Art Menschen, die er oft sprach, ob er sie gleich eigentlich nicht schätzte, oder wol gar verachtete, zog er deswegen zu einer gewissen Art von vertraulichem Umgang, um Stadt- und Armeeneuigkeiten von ihnen zu erfahren. Darunter gehörten vorzüglich die Generallieutenants von Buddenbrock und von Krockow. Auch war er nie ganz ohne die Art Menschen, die man an seines Vaters Hof unter dem Titel der lustigen Räthe so häufig fand. Er hielt zwar dergleichen Art Leute nicht besonders; aber er suchte sich immer Jemanden aus, an dem er oft auf unschickliche Art seine lustige Laune übte.

Der

Der letzte Mann, und den der König am längſten auf dieſe Art gebraucht hat, war der Oberſtallmeiſter von Schwerin; den mein lieber Zimmermann ſchlechterdings zum Helden und Weiſen machen will; ohnerachtet er ſich doch nicht entbrechen kann des kleinen Geſchichtchens mit der Portechaiſe Erwähnung zu thun, die wohl hinlänglich beweiſt, auf welchem Fuß der König mit ihm ſtand.

Witzige Einfälle hörte der König ungemein gern, doch konnte er ſie nicht von jedermann gut vertragen. Der Biſchof von Ermland, war einer von denjenigen Menſchen, die ihm alles ſagen konnten. Nur einen ſeiner Einfälle will ich Ihnen zur Probe erzählen. Der König hatte ſich auf einem Carniol das preußiſche Wapen ins Kleine ſtechen laſſen. Man brachte ihm das Petſchaft, da er eben an Tafel ſaß; er beſahe es, und ſagte: „O! das iſt ſehr ſchlecht „geſtochen! man ſieht gar nicht, daß das ein Adler „ſeyn ſoll. Sehen ſie einmal,“ und ſo übergab er es „dem Biſchof. Kaum hatte der es flüchtig angeſehen, „ſo ſagte er: „O! Ihro Majeſtät, ſeyn ſie ganz „unbeſorgt, daß es ein Rauvogel iſt, ſieht ja die „ganze Welt.

Sogar im Dienſt ließ er ſich zuweilen ganz beſondere Antworten gefallen. Als er den General Kleiſt von Leipzig aus ins Reich ſchickte, um die daſigen Gegenden, ſo weit als er kommen konnte, zu brandſchatzen, ſagte er ihm, da er ihn abfertigte: „Nun höre er Kleiſt, wenn er diesmal wieder mit „mir theilt, wie bey ſeiner erſten Expedition, ſo laß „er mir einmal die große Hälfte.“ „Dies hat Ihnen ein ſchlechter Kerl geſagt,“ antwortete ihn Kleiſt ſehr trotzig. „Aber Herr,“ fuhr ihn der König an, „vergeſſe er nicht mit wem er ſpricht. Ich „werde Kriegesrecht über ihn halten, und ihm den „Kopf vor die Füße legen laſſen.“ So ganz außer ſich vor Zorn hob der König, vielleicht mehr aus Zufall als mit Abſicht, den Stock auf. Kleiſt legte gleich die Hand an Sebel, und zog ihn etwas heraus. Der König, der das bemerkte, ſchrie ihm zu: „Herr, was macht er?“ „Ich ſetze mich bloß in „Vertheidigung,“ antwortete Kleiſt, „gegen etwas, „das ich nie werde geſchehen laſſen.“ Der König war außer ſich, rufte einen Adjutanten, befahl Kleiſten auf der Stelle den Säbel abzunehmen, und ſchickte ihn in Arreſt. Seine Feinde, deren er nicht wenige, beſonders in der königlichen Suite hatte, ſahen ihn

ſchon mit verbundenen Augen auf den Sandhaufen knieen. Am dritten Tage aber trat er ſchon ſeinen Marſch ins Reich an. Nach der Revüe bei Neiß, welcher der Kaiſer beigewohnt hatte, und wo er das Seidlitziſche Regiment ſo bewunderte, daß er dem General ſagte: „Wenn ich ein Particulier wäre, ich „müßte in dieſem Regimente dienen;“ war der König entweder über die großen Lobeserhebungen, die man dem Regiment beygelegt hatte, etwas aufgebracht; oder er wollte zeigen, daß er ſeiner Vollkommenheit ohnerachtet, doch etwas daran auszuſetzen finden konnte. Das folgende Jahr darauf ſagte er alſo zu dem General Seidlitz; „Mein lieber „Seidlitz, ich dächte ſein Regiment ritte viel länger „als meine übrige Cavallerie.“ Seidlitz, nicht gewohnt auch nur ein Wort, was einem Verweis oder Tadel glich, zu vertragen, antwortete ganz kurz: „Ihro „Majeſtät, das Regiment reitet heute noch ſo, wie „bey Roßbach.“ Der König war ſtill, und bezeugte von dieſem Augenblick ſo eine außerordentliche Schonung gegen Seidlitzen, wenn er in oder außer Dienſt mit ihm ſprach, daß eben der nämliche Stallmeiſter Schwerin einſtmals an Tafel, wo der König äußerſt unhöflich mit ihm ſcherzte, ihm

sagte: „Ja Ihro Majestät, mir können sie so etwas „leicht sagen, aber probieren sie es einmal, und sa„gen Sie es dem dort," auf Seidlitzen zeigend. Der König erröthete, und die Unterredung war wie abgeschnitten. Von seinem Kapellmeister Benda ließ er sich verschiedentlich sagen, wenn ihm dieser beim Accompagnement erinnerte: „Ew. Majestät blasen falsch," und der König zuletzt verdrüßlich antwortete: „Ich habe Recht: er spielt unrecht." „Wenn Ihro Majestät als König sprechen: Ja! als Musikus aber nicht."

Ein großes, freilich aber nicht sehr königliches Vergnügen, war es für ihn, die Leute aneinander zu hetzen. Dadurch stiftete er oft bei einem Mittagsessen lebenslängliche unversöhnliche Feindschaften in seiner Armee, die er selbst nachhero wieder auszusöhnen nicht im Stande war. Sein täglicher Gesellschafter zu seyn, war nicht die angenehmste Bestimmung. Der Oberste Quintus, nach meiner Meinung, einer der wenigen wirklich wahren Weisen, die ich je gekannt habe, sagte oft scherzhaft, wenn er voller Verdruß des Abends um 5 Uhr zum König gehen mußte: „Das habe ich in meiner Jugend ver„dient, da konnte ich nicht gern vier Wochen lang bei „einer liebenswürdigen Frau aushalten, und nun

muß

„muß ich meine Lebenszeit, bei einem alten und oft „mürrischen Könige zubringen.“

Einen ganz sonderbaren Auftritt muß ich Ihnen doch erzählen, den dieser mir so liebe Mann einmal mit dem Könige hatte. Einer von den Leibhunden des Königs war schon seit einigen Tagen krank. Jäger, Hirten, Schmiede und alles, was sich mit Hundekuren abgiebt, waren schon vergebens gebraucht worden. Quintus hatte schon, dieses kranken Lieblings wegen, verschiedne Abende höchst traurig beim König zugebracht. Ganz Potsdam war in Bewegung, über die den König übler Laune machende Krankheit des Hundes, wie man es an einem andern Hof kaum ist, wenn der Maitresse irgend ein Unglück zugestoßen ist, als sich ein Soldat vom ersten Bataillon fand, (und was hätte sich in dem Bataillon nicht alles finden sollen?) der die Kur des vierfüßigen Lieblings zu übernehmen sich erbot. Der Adjutant des Bataillons, der dem Könige alle Morgen den Rapport bringen mußte, und dem nicht wenig an der Wiederherstellung der Thisbe (denn so, oder Thetis hießen alle Leibhunde des Königs) gelegen war, weil auch ihm ihr Krankseyn seinen, ohnehin sehr mühsamen Dienst nicht wenig erschwerte: sag-

ſagte dem König alſo gleich den zweiten Morgen: es habe ſich ein Soldat gefunden, der den Hund kuriren wolle. Der König, belebt von Freude und Hofnung, befahl ihm den Menſchen ſogleich zuzuſchicken. Dies geſchah, er ſah den Kranken, und verſicherte, wenn er in 24 Stunden nichts zu freſſen bekäme, darauf zwei Pillen einnähme; ſo wollte er ihn wieder herſtellen, der König außer ſich vor Freuden, verſprach alles geben zu wollen, was er verlangte, wenn das Mittel hülfe. Die Pillen wurden gemacht, und der Hund empfieng ſie aus des Königs Händen. Quintus, der, wenn er nicht beym König ſeyn mußte, ſich gar nicht um Hofneuigkeiten bekümmerte, wußte von dieſem ganzen Vorfall nichts, und kam in ſeiner, ſeit einigen Tagen nun ſchon gewöhnlichen finſtern Stimmung auf die ihm feſtgeſetzte Stunde zum König. Er fand ihn heut unruhiger als gewöhnlich: Quintus ſchwieg: der König ſagte kein Wort; Quintus ſprach, der König antwortete gar nicht, oder kaum zwei Worte: er las; der König hörte nicht zu, ſondern ſahe beſtändig ängſtlich nach der Uhr: und zwar aus dem Grunde, weil der Hundearzt beim Eingeben der Pillen als ein ſicheres Kennzeichen der Geneſung angegeben hatte, daß der

Hund

Hund zu einer beſtimmten Stunde Oefnung bekommen würde. Mit einemmale ſprang der König haſtig auf, nahm ein Licht in die Hand, und gab Quintuſſen ein zweites, mit den Worten: „Ach lieber Quintus helfe er mir doch ſuchen.“ Quintus glaubte, das geringſte, was vorgehen ſollte, ſey eine Geiſterbeſchwörung: aber es war etwas Materielles, was in dieſem Augenblick der größte König und deſſen klügſter Freund ſuchten: nicht mehr und nicht weniger war es, als die Wirkung der Medicin, die irgendwo unter einem Stuhle oder einer Kommode verborgen liegen mußte. Ein Schatz, den Friedrich gefunden hätte, würde ihm in dem Augenblick weniger Freude gemacht haben, als der Anblick deſſen, was er jetzt ſo ängſtlich ſuchte, und mit einem freudigen: „Ja! ja! da iſts!“ verkündigte er dem Quintus, der noch immer nicht recht wußte, wovon eigentlich die Rede war, ſeinen glücklichen Fund. Endlich aber zeigten dieſem ſeine Augen, und vielleicht noch ein zweiter Sinn, zu was für mancherlei Beſchäftigungen man ſich muß brauchen laſſen, wenn man Günſtling eines großen Herrn iſt, und wäre es auch ſelbſt eines Friedrichs.

Zehnter Brief.

Sie haben wol recht, mein Freund, es war ein ganz beſonderer Zug in dem Leben des großen Friedrichs, daß er, während ſeiner ganzen 46jährigen Regierung, beinahe gar keine, auch nicht einmal eine geſellſchaftliche Verbindung mit Frauensperſonen hatte. Ich bin weit entfernt den Grund dieſer Entfernung da zu ſuchen, wo ihn Herr Zimmermann, der freilich Dinge weiß, die außer ihm kein Menſch unter Gottes Sonne je gewußt hat, zu finden glaubt. Von jenem berühmten Schnitt, wovon uns dieſer weiſe Mann ſo viel erzählt, habe ich, der ich doch Leute von aller Art genau gekannt habe, welche Jahre lang beſtändig um den König waren, und alle, auch nur die geringſten körperlichen Mängel, die er hatte, recht gut wußten, nie ein Wort gehört. Daß der König von Natur in gewiſſem Betracht nie dem Herkules gleich geweſen, war allgemein bekannt, und der König ſelbſt hat oft ziemlich frey darüber geſcherzt: daß er aber jemals dem Combabus ähnlich geworden ſey, davon wußte kein Menſch etwas. Daß er hingegen wirklich in den Geſchmack der ſogenann-

ten

ten griechiſchen Liebe gekommen war, wurde von allen denjenigen, die es wiſſen konnten, mit ſolchen Umſtänden erzählt, daß beynahe kein Zweifel mehr übrig blieb. Zwei Dinge haben mir beſonders ſichere Beweiſe davon geſchienen. Erſtlich die Wahl aller ſeiner Bedienten; das heißt aller derjenigen, die ſich ſeiner Perſon naheten, als Läufer, Leibjäger, Kammerhuſaren, u. dgl. Letztere beſonders, hätten aus der ganz eigenen Art, mit der ſie ſich kleiden mußten, ſchon können vermuthen laſſen, daß ſie mehr als gewöhnliche Kammerdienſte leiſten mußten. Es konnte nie ein anderer, als ein vollkommen ſchöner und junger Menſch zu einem dieſer Poſten gelangen. Der König wählte ſie alle ſelbſt. Er, der ſonſt ſo ſtrenge war, ſahe ihnen die größten Ungezogenheiten nach. Es gab Zeiten in ihren Dienſtjahren, wo ſie Geld zum Wegwerfen hatten: nichts konnte ſie ſicherer um ihren Dienſt bringen, als weiblicher Umgang: an die Erlaubniß zum Heirathen, war nicht zu denken. Es verſteht ſich indeß von ſelbſten, daß bei den zunehmenden Jahren des Königes dieſe Dinge einige Abänderungen litten. Das Zweite, was ich für einen Beweis jener Leidenſchaft des Königs halte, war dieſes, daß ſeit ſeiner Regierung dieſe Ausſchweifun-

fung in Berlin und Potsdam gewöhnlich war. Man kann sich die Greuel dieser Art, die an diesen beiden Orten vorgiengen, kaum denken: und sollte die Wahrheit, die Friedrich selbst so schön ausdrückt, wann er sagt:

L'exemple d'un Monarque impose et se fait suivre.
Lorsqu' Auguste buvait la Pologne etoit ivre. etc.

hier allein nicht Statt gefunden haben? Auf diesen Geschmack gründe ich, meiner Meynung nach, die erste Entfernung des Königs vom schönen Geschlecht. Den Umgang der Weiber flohe der König ferner vermuthlich darum, weil ihm die Prinzessin Amalia, die ihr ganzes Geschlecht äußerst haßte, und darum eifersüchtig auf dasselbe war, daß ihre Reize sich so geschwind verändert, und in die schrecklichsten Züge verwandelt hatten, die in Berlin lebenden Frauens alle, als wahre Messalinen und verächtliche Creaturen schilderte. Vermöge dieser Beschreibung konnte der König nun nicht anders, als die Frauens, die er hätte sehen können, verachten, und sich mithin von ihnen entfernen. Der siebenjährige Krieg hatte ihn vollends gänzlich von allem weiblichen Umgang entwöhnt. Die Weiber, die das wieder erfuhren, was er von ihnen dachte und sprach, fürchteten sich vor

ihm

ihm, und fingen ihn an zu fliehen. Was war also natürlicher, als daß er gar keinen Umgang mehr mit ihnen haben konnte und wollte.

Jene große sich im königlichen Hause wenige Jahre nach dem Frieden von 63 ereignete Begebenheit, die Ihnen zu bekannt ist, als daß ich sie hier zu erzählen brauchte; brachte das weibliche Geschlecht vollends um alle Achtung des Königs; da er vielleicht eben in dem Begriff stand, sich völlig wieder mit ihm auszusöhnen.

Leute, die den großen Friedrich sehr genau kannten, haben mich versichert, daß eben dieser Vorfall und der Tod des Prinzen Heinrichs von Preußen, den der König so zärtlich liebte, seinem Charakter eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Die Welt schien alle Reize, und das Menschengeschlecht allen Werth in seinen Augen verloren zu haben; er zog sich beinahe ganz in sich selbst zurück; klagte beständig über den Verfall der Sitten; war finsterer und härter. So sehr die Weiber, wie ich eben gesagt habe, in dem letzten Viertheil seines Lebens ihn flohen und haßten, so sehr hatten sie ihn vorher geliebt

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

und seine Gesellschaft gesucht. Eine Frau in Berlin, die Männer von aller Gattung ziemlich genau gekannt hatte, hat mir mehr als einmal gesagt: sie habe nie wieder einen Mann aus irgend einer Völkerschaft kennen lernen, der sich artiger und angenehmer gegen die Weiber zu betragen gewußt hätte, als es der König gekonnt. Sie sagte oft: „Wenn nur alle unsere jetzige Elégans vom König hätten lernen können, wie man eine Frau vom Stande grüßen muß.“ Auch diese warf die Schuld dieser Veränderung auf die in seinem Geschmack der Liebe abgeänderte Wahl. Seine Abneigung für das Heirathen gieng so weit, daß er es bei seinem ersten Bataillon Garde keinem Menschen gestattete. Es mußten ganz besondere Umstände eintreten, wenn er es einem Officier desselben erlaubte, und geschahe es, so war seine baldige Erlassung, oder wenigstens Versetzung aus demselben beinahe ausgemacht.

Eben dieses Bataillon, war etwas so ganz sonderbares, daß ich es für Schuldigkeit halte, Ihnen eine nähere Beschreibung in meinem folgenden Briefe davon zu machen.

Eilfter Brief.

So lange man Soldaten gehalten hat, wurde gewiß noch nie ein Corps so behandelt wie dieses. Es ist bekannt, daß der König gleich bei seiner Thronbesteigung dieses Bataillon errichtete. Den ersten Stock dazu nahm er aus dem ersten Bataillon desjenigen Regiments, was er als Kronprinz gehabt hatte, und die übrigen Regimenter der Armee, (das einzige Bataillon, was die Garde seines Vaters gewesen war, und unter dem Namen der großen Potsdammer so bekannt ist, ausgenommen:) mußten drei Mann dazu abgeben. Diese alte Garde ließ er ganz ohne die geringste Abänderung so wie sie war, nur daß er einige Leute, die zu theure Zulagen hatten, und einige andere, die zu dringend um ihren Abschied baten, erließ. Kein Mann durfte in sein erstes Bataillon eingestellt werden, den der König nicht selbst dazu bestimmte. Vor dem siebenjährigen Kriege wählte er aus allen abgegebenen die schönsten, oder die, die er wenigstens dafür hielt; nach demselben aber, nahm er keinen von den Regimentern, mit denen er nicht zufrieden zu seyn Ursache zu haben glaubte;

und wenn es auch Muster von Schönheit gewesen wären; sondern diese kamen unter die alte Garde oder zum Regiment Garde, oder zur Garde du Corps. Denn bei denen sogenannten unrangirten, welches die Baumschule aller königlichen Garden war, hörte aller Unterschied zwischen Cavallerist und Infanterist auf. Die Eigenschaften, die der abgegebene Mann haben mußte, waren: er durfte nicht unter neun Zoll groß, nicht 30 Jahr alt, und er mußte unverheirathet seyn, auch nie eine Regimentsstrafe erlitten haben. In spätern Jahren kam noch diese Bedingung hinzu, daß er weder ein Franzose, noch ein Pole seyn durfte: das letztere blieb deswegen, weil der König die sich auf ky endigende Namen nicht leiden konnte: und die erstern wollte er darum nicht mehr nehmen, weil sie fast nie das eingeschränkte Leben gewohnt werden konnten, und mehrentheils die Urheber aller Desertionskomplotte, oder anderer grober Exesse waren. Sobald der Mensch in das Bataillon gekommen war, so hörten alle seine Verbindungen, die er mit der übrigen Welt hatte, ganz auf; eben so als wenn er im Orden de la trappe getreten wäre. Hätte er sollen hundert Jahr alt werden; so war doch keine Hofnung für ihn mehr übrig, seine Entlassung jemals zu bekom-

kommen. Konnte er Alters oder Gebrechlichkeit halber nicht mehr im Bataillon dienen, wozu jedoch der äußerste Grad von Unbrauchbarkeit erfordert wurde; so veränderte er nur den Rock, aber nicht seine Lage. Er wurde von Potsdam auf eine kleine Insel der Havel, welche der Werder heißt, versetzt. Da mußte er, mit Beibehaltung alles dessen (die reiche Montirung allein ausgenommen,) was er als Feldsoldat gehabt hatte, noch immer Dienste thun. Dieser Dienst bestand darin, daß er das Einbringen der Contrebande und das Fortkommen der Deserteurs aus Potsdam zu verhindern suchen mußte. Wurde er endlich zu schwach, um auch diesem Dienste vorstehen zu können; so schlich er in diesem kleinen Städtchen, vielleicht tief am Stocke gebeugt, aber noch immer als Soldat seinem Grabe zu. Wäre ferner der neu in die Garde getretene Mann auch nur wenig Stunden von Potsdam zu Hause gewesen, so war er darum nicht minder von seinem Geburtsort so gut auf zeitlebens entfernt, als wenn selbiger im entferntesten Theile von Afrika gelegen hätte: denn er bekam nie eine Stunde Urlaub. Nur wenn exercirt ward, kam er vor das Thor. Er mußte, wie eine in Potsdam eingewurzelte Pflan-

er sein Leben verblühen sehen. Selbst in der Stadt durfte er nicht ohne Paß, und den erhielten nur sehr wenige, aus dem Bataillonsbezirke gehen, der in einigen und noch dazu von den ödesten Straßen der Stadt bestand. Er durfte an keinen Versammlungsort der übrigen Garnison kommen, denn da diese das erste Bataillon mehr haßten, als sie je Russen und Oestreicher gehaßt hatten, so war aus diesem Grunde aller Umgang zwischen diesem Bataillon und den andern Regimentern bei Gassenlaufen verboten. Kein Soldat durfte Handarbeit verrichten, die wenigen Professionisten und Künstler ausgenommen, die in Quartieren arbeiten konnten. Zu ihrer Aufwartung mußten ihnen die Wirthe Leute halten, die ihnen alles, was sie brauchten, holen mußten. Ihr Dienst war sehr bequem, sie kamen nur immer alle 12 oder 13 Tage auf die Wacht; und auch da quälte sie die schrecklichste Einförmigkeit; denn da sie bloß die Schloßwacht zu besetzen hatten, und die Schildwachten oft sehr vielerlei beobachten mußten, kamen die Leute fast ihre ganze Lebenszeit durch immer auf den nemlichen Posten. Um ihnen nun die, einer Art von Höllenstrafe ähnliche Langeweile einigermaaßen zu mildern, war ihnen erlaubt, und beinahe

nahe befohlen, des Sommers auf der Straße Ball zu schlagen, und im Winter auf dem Baßin Schlittschuh zu laufen. Auch dazu wurden, jedoch in der Stille, Officier und Unterofficiers commandirt, die sie beobachten, und dafür sorgen mußten, daß sie beim Visitiren, welches täglich nur viermal geschah, nämlich des Morgens bey der Reweille, des Mittags um eilfe, gegen Abend und nach dem Zappenstreich, wieder in ihren Quartieren waren. Sonst wählten sie sich zuweilen ganz sonderbare und außerordentlich sinnreiche Arten von Beschäftigungen. Da es bei einem solchen Extrakt aus einer so zahlreichen Armee nicht an Genies und Künstlern von aller Art fehlte, so führten sie zuweilen auf der Straße recht gut ausgearbeitete theatralische Stücke auf, oder sie machten Musik, fochten, tanzten, predigten, stellten Maskeraden an; mit einem Wort, man sahe, wie erfinderisch der menschliche Verstand ist, um sich nur einigermaaßen Geschäfte zu machen.

Schöner exercieren kann man wohl nicht leicht sehen, als es von diesem Bataillon geschah, wenn es der König selbst kommandirte. Zum Exercieren zu marschiren, war ihnen ein Fest, auf die Tage des

Manövers freuten sie sich das ganze Jahr. Wenn sie aber nicht in Reihe und Glieder stunden, waren sie äußerst ungezogen. Da ihnen schlechterdings niemand als der König und ihre Officiers etwas befehlen durften, so achteten sie die andern Officiere gar nicht. Ihre Wacht gieng vor niemanden als vor den König, vor alle Prinzessinnen des königlichen Hauses und vor die Stabsofficiers ihres Bataillons ins Gewehr. Es war gewiß der Quartirkanten dieses Bataillons einer der interessantesten, und für den mehr um Menschen als um leblose Dinge kennen zu lernenden Reisenden der lehrreichsten Schauplätze. Hier sahe man den tiefsten Gram und die ausschweifendste Fröhlichkeit zugleich: hier ein Gesicht, welches zeigte, das anhaltender Verdruß seine Seele ganz fühllos gemacht habe; dort eine Physiognomie, die einen Geist verrieth, der auf nichts als Mittel dachte, seine Banden zu zerreissen: man hörte alle in Europa bekannte Sprachen sprechen; alle nur erdenkliche Instrumente tönten unordentlich durch einander: und gewiß nirgend auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens hörte man schrecklichere Lästerungen gegen den König, als hier; wo beinahe 800 Menschen in einem etwas erweiterten Kerker; die zwar wie Soldaten gekleidet,

eigentlich aber die bejammernswürdigsten Sklaven waren; nach Freiheit schmachteten. Der Oberste Quintus nennte diesen Ort gewiß sehr passend, eine Galère ambulante. Das allersonderbarste war unstreitig die Art, wie sie, des Verbots der Ehe ohnerachtet, die Freuden der Liebe genossen. Es geschahe auf folgende Art: fand ein Grenadier des Bataillens ein Mädchen, das ihm gefiel: (mehrentheils war das Waisenhaus der Ort, wo er es suchte,) so fragte er das Mädchen ob sie mit ihm leben wolle. Nahm es das Anerbieten an, so meldete er sich bei der Compagnie; der Kommandeur derselben gab ihm darauf einen Zeddel, worauf weiter nichts stand, als:

Der Grenadier N. N. hat die Erlaubniß die N. N. als Liebste zu sich zu nehmen.

Auf diesen Zeddel mußte, wenn die Weibsperson irgend wo diente, die Herrschaft sie augenblicklich entlassen, oder auch der Bürger in Potsdam seine Tochter, oder der Waisenhaus-Vorsteher die Person verabfolgen lassen. Der Soldat bekam darauf ein anderes Quartier, wo er mit dieser Art von Frau so lange lebte, als es ihnen beiden gefiel. Wollte er nach wenig Tagen oder Wochen die Verbindung wieder trennen, (doch hat man verschiedene Beispiele ge-

habt, daß sie bis in das entfernteste Alter, wo sie der Tod auflöste, gedauert haben.) so meldete er sich wieder bei der Compagnie, bezog sein altes Quartier wieder und die Frauensperson blieb entweder auf ähnliche Bedingung bei einem andern Soldaten, oder sie gieng hin, wohin sie konnte und wollte. Niemand durfte ihr darüber den geringsten Vorwurf machen: auch war man in Potsdam dies so gewohnt, daß man gar nicht die geringste Rücksicht darauf nahm. Entstanden aus dieser in Europa einzigen Art von Verbindung Kinder, so gab sie die Mutter, sobald sie wollte, ins Waisenhaus; und wenn sie nur das Zeugniß der Kompagnie vorzeigen konnte, daß sie Liebste bei einem Grenadier gewesen war, so mußte das Kind unweigerlich angenommen werden. Nach 14 bis 15 Jahren nahm der Vater, ohne es zu wissen, seine eigene Tochter auf gleiche Weise vielleicht wieder zu sich. Auch war vielleicht die nämliche Person in kurzer Zeit bei drei, vier und mehr Soldaten, sogenannte Liebste gewesen, und über dieses alles war nicht die geringste Nachfrage.

Bis zu dem siebenjährigen Kriege beschäftigte sich der König sehr viel mit diesem Bataillon. Er kom-

mandirte seine Leib-Kompagnie, im eigentlichsten Wortverstande, selbst. Der Feldwebel mußte ihm alle Morgen Rapport bringen, so wie des Abends der Unterofficier vom Visitiren. Jeder Gemeine konnte ohne angemeldet zu ihm gehen, wie zu jedem andern Officier.

Seit der Schlacht bei Colin, eine der entschiedensten, die in diesem Jahrhundert ist geliefert worden, hatte der König das Bataillon nur selten gesehen und sich also etwas davon entfernt. Er überließ daher, nach seiner Rückkehr aus dem Kriege, die Kompagnie-Geschäfte, nebst den Einkünften derselben, ganz dem zeitigen Kommandeur, und nahm bloß täglich vom Adjutanten einen Rapport im Ganzen an. Dies Bataillon kostete dem König mehr als zwei andere Regimenter. Jeder Gemeine bekam monatlich 4 Thlr. Traktament, und für jede Bataille, die er beim Bataillon mitgemacht hatte, monatlich 1 Thlr. Zulage; alle Jahr eine Montirung die gegen 40 Thlr. kostete, und alle sogenannte kleine Montirungsstücke doppelt. Ich habe schon gesagt, daß er auch als Invalide in Werder alles behielt, was er gehabt hatte. Wenn man nun bedenkt, daß dieses Invaliden-Corps im-

immer gegen 300 Mann stark war; wenn man rechnet, was der König jährlich zu der sehr kostbaren Montirung der Officiers zulegen mußte, die auch, so wie die übrigen der Armee nur 4 Thlr. monatlichen Montirungsabzug hatten; dann auch noch die freie Tafel und das beträchtliche Servisgeld, das sie genossen, mit in Anschlag bringt: so wird man finden, daß ich sehr billig rechne, wenn ich sage, daß dieses Bataillon mehr als vier andere kostete.

Die Officiers nahm der König mehrentheils aus den Junkern des Bataillons, selten kam einer aus einem andern Regiment und noch viel seltner, ein aus fremden Diensten kommender Officier dazu. Nachdem der König die Ecole Militaire in Berlin gestiftet hatte, erhielten die meisten Zöglinge derselben Stellen bei dieser Garde. Als einen Beweis, was für Leute in diesem vortreflichem Institut gezogen wurden, darf man nur einen Knobelsdorf, Sidow, Mantschewsky oder Schack nennen. Auch die Leib-Pagen des Königes wurden fast ohne Ausnahme dahin plazirt. Oft schon gab ihnen der König noch als Pagen Officierspatente und behielt sie noch Jahre lang bei sich. Ihr Avancement gieng dann, wie natürlich, von dem

dem Tage ihres Patents an gerechnet, fort. Man muß überhaupt einen königlichen Leib-Pagen ja nicht mit einen sonst gewöhnlichen Pagen verwechseln. Er hatte deren nie mehr als zwey. Diese begleiteten ihn überall: im siebenjährigen Krieg brauchte er sie wie Flügeladjutanten; sie mußten oft die geheimsten und wichtigsten Aufträge besorgen. Auf das Aeußerliche sahe der König, bei Auswahl der Officiers, nicht besonders, desto mehr aber auf Geburt. Nur einer von sehr gutem Adel konnte in die Garde kommen. Doch nahm er nie Söhne seiner noch wirklich in seinen Diensten stehenden Generale und Ministers, weil er sagte: „die Leute sind zu reich und dienen nur einige Jahre zum Spaß.“ Einen gebohrnen Berliner nahm er schlechterdings gar nicht: wie denn diese überhaupt diejenigen seiner Unterthanen waren, die er am wenigsten liebte. Eben so gab es gewisse Familien, von deren Namen er nie einen nahm. Versetzte er einen Officier, und geschahe es auch mit dem größten Vortheile, so war es doch beinahe immer ein untrügliches Zeichen einer Art von Ungnade.

Bis zum siebenjährigen Kriege machten die Officiers dieses Bataillons einen Theil seiner täglichen Gesell-

sellschaft aus. Die Stabsofficiers und Capitains aßen beinahe täglich an seiner Tafel, die Subalternen in einem gleich an das seine stoßende Nebenzimmer, und des Abends waren im Winter alle Officiers des Bataillons wieder auf dem Schlosse versammelt, und der König kam selbst in diese Versammlung, sprach beinahe mit einem jeden, und brachte auf diese Art einen Theil seiner Abendstunden zu. Gleich nach dem Kriege änderte sich dieses einigermaßen ab: nur die Stabsofficiers aßen, wenn sie besonders gebeten wurden, beim König, die übrige Zeit aber so wie die Capitains an der sogenannten Adjutantentafel. Die Subalternen und Junkers aber in einem der untersten Zimmer des Schlosses. Die Abendgesellschaften hörten ganz auf, bis die Prinzessin von Preußen nach Potsdam kam, die den König auf einen ganz andern Ton brachte. Da wurden fast täglich einige Officiers vom Bataillon des Nachmittags schon zum Könige, auch wenn er zu Sanssouci war, gebeten. Es wurden theatralisch: Vorstellungen gegeben; jede Woche einigemal getanzt oder kleine Spiele gespielt, an welchen Vergnügungen der König immer den lebhaftesten Antheil nahm. Mit dem Fall dieser unglücklichen Prinzessin endigte sich das alles. Erst im Winter 72

fiel

fiel es dem Könige auf einmal wieder ein, die Abendgesellschaften der Officiers der Garde wieder anzufangen. Alle Officiers, so nicht im Dienst waren, mußten sich Abends um 5 Uhr angezogen, wie sie auf Parade waren, auf dem Schlosse versammeln. Da konnten sie sich untereinander unterhalten und auch spielen; jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, nie um Geld zu spielen. Der König kam unter die Thüre seines Zimmers, sprach mit dem da am nächststehenden wenig Worte; jedoch durfte niemand weiter thun, als wenn er ihn bemerke; und gieng wenig Augenblicke darauf wieder weg. Gleich nach 7 Uhr wurde gespeist, und noch vor neunen war das traurige Fest geschlossen. Diese die Officiers quälende Ergötzlichkeit nahm jedoch zu ihrem allerseitigen Vergnügen das zweite Jahr darauf schon wieder ein Ende.

Ich bin deswegen vielleicht zu weitläuftig in der Beschreibung dieses Bataillons gewesen, weil es die einzige Puppe war, mit der der große Friedrich, nach dem er Laune hatte, mehr oder weniger spielte. Ausgemacht gewiß bleibt es, daß nur er ganz allein diese Versammlung vieler so ungezogener, sich meist unglücklich fühlender, und nach ihrer Befreiung seufzender

der Menschen in Ordnung halten konnte. Sobald sie ihn nur sahen, so waren sie wie begeistert. Wenn man einem Sachverständigen die Augen verbunden hätte, so mußte er an dem ersten Griff, den das Bataillon that, hören können, ob der König gegenwärtig war oder nicht. Bei allen den Gelegenheiten, wo es gegen den Feind geführt worden ist, hat es Wunder der Tapferkeit gethan: es ließ sich bei Collin von der auf ihm einhauenden sächsischen Cavallerie niederhauen und wich doch nicht. In der Schlacht bei Mollwitz feuerte es zweimal; mit Pelotons mit eben der Ordnung wie auf dem Exercierplatz. Auch feierte der König das Gedächtniß dieses Tages noch immer dadurch, daß er das Bataillon ausrücken und weiter nichts machen als zweimal mit Pelotons chargiren ließ, mit der kurzen Anrede: „so machten es „eure Vorfahren bei Mollwitz.“ So lange noch Leute in dem Bataillon waren, die in jener Schlacht mit gewesen waren, wurden sie auf Befehl des Königs an dem Tage an der Officierstafel gespeist. In dem Feldzuge von 78, wo die Desertion gleich einer ansteckenden Seuche in der preußischen Armee wüthete, hatte dieses Bataillon beinahe gar keine. Ohnerachtet, wie ich Ihnen schon gesagt habe, diese Leute zuweis

weilen die schrecklichsten Lästerungen gegen den König ausstießen, so hätte ich doch niemanden rathen wollen, in ihrer Gegenwart auch nur ein ungebührliches Wort gegen den König zu sagen. Sie glaubten wirkliche Mitglieder und gleichsam Hausgenossen des königlichen Hauses zu seyn, und hielten sich dadurch für berechtigt, zuweilen, freilich nicht in den gewähltesten Ausdrücken, über ihren Hausvater zu murren; litten aber durchaus nicht daß ein Fremder sich in ihre Familienverdrießlichkeiten mischte. Gewiß das Bataillon bewies allein, wie weit es jener fast übernatürliche Mann in der Kunst sich lieben zu lassen, gebracht hatte. Jeder andere große Herr, der 800 Menschen nur zwei Jahr hätte so einsperren wollen, als es dieses Bataillon beinahe 40 Jahr gewesen ist, wäre ermordet, oder der Ort seines Aufenthalts wäre angesteckt worden. Ein Blick, ein Wort aus Friederichs Munde, war hinreichend, sie für alles schadlos zu halten. Sie bissen zuweilen vor Wuth in ihre Ketten, bewunderten und liebten aber doch den, der sie ihnen anlegte.

Eilfter Brief.

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe, was ich von einer Meinung halte, die sich fast allgemein verbreitet hat; daß nämlich der König in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ein gewisses Giftpulver, als sein letztes Hülfsmittel in Bereitschaft gehabt habe. Ich muß Ihnen also aufrichtig gestehen, daß ich selbige für falsch halte. So viel ich glaube den Charakter des Königs studirt zu haben, so lag der Gedanke des Selbstmords gar nicht in demselben. Kein Mensch hat je das Leben mehr geliebt und angenehmer zu genießen gewußt, als er; und der Gedanke, durch den Cäsar den ängstlich werdenden Schiffer wieder beruhigte, wie er ihm sagte: du führst den Cäsar und sein Glück, verließ ihn keinen Augenblick. Im Gegentheil die meisten seiner Hauptunternehmungen, während seines ganzen Lebens, richtete er nach diesem Gedanken ein. Er war nie größer, nie unternehmender, nie sinnreicher, als wenn ihn Unglück drückte. Er hielt alle Menschen, welche Selbstmörder wurden, für Seelenkranke und mithin äußerst schwache Leute. Er hat oft Stundenlang mit dem Obersten Quintus

über

über dieſe Materie geſprochen, deſſen Zeugniß bei mir ſehr viel gilt, und bei jedermann, der ihn gekannt hat, gewiß gelten muß. Dieſer, den König ſo ganz bis in die tiefſte Falte ſeines Herzens kennende Mann, der ſich nie von ihm durch glänzende Worte täuſchen ließ, und immer die wahre Meinung von der, die er zu haben vorgab, genau zu unterſcheiden wußte, lachte, ſo oft er etwas von jenem berüchtigten Giftpulver erzählen hörte. Noch etwas ganz beſonderes wär' es, wenn eben dieſes Pulver allein, nie von irgend einem Pagen, Kammerhuſaren u. dgl., wäre geſehen worden, vor welchen der König etwas Körperliches gewiß nicht verbergen konnte, ſondern ihnen im Gegentheil oft die wichtigſten Papiere, die er, um ſie recht zu verbergen, oft auf dem bloßen Leibe trug, beim Auskleiden in die Hände kommen ließ. Wie gut ſich Friedrich aus den allerdringendſten Gelegenheiten ohne Gift zu ziehen wußte, davon hat er ja wol mehr als einen Beweis gegeben. Das einzige Uebel, was ihm noch hätte wiederfahren können, und ihm alſo noch neu geweſen wäre; was ihn auch zu dieſem Schritt: ſich mit der Flucht aus dem Leben zu retten, hätte bewegen mögen; das wäre geweſen, wenn er einmal wäre gefangen worden.

Auch alsdann hätte es ja nur von ihm abgehangen, wenn er durchaus nicht länger hätte leben wollen, sich nicht zu ergeben; sondern sich lieber, wie Leonidas, mit allen den ihn begleitenden Helden niederhauen zu lassen. Und für welche andere Gelegenheit er das Pulver aufgehoben hätte, kann ich nicht einsehen. Mit einem Wort, ich kann, obschon vielleicht sehr irrig, den Gedanken vom Selbstmorde mit dem Charakter des Königs durchaus nicht zusammen reimen. Eine andre Sache, die ich eben so wenig im Stande bin, mit Gewißheit auszumachen, das ist die Frage: Ob der König in der Politik hier und da wirklich große Staatsfehler begangen hat. Ob er nicht vielleicht schon den Dresdner Frieden, viel vortheilhafter für sich und dauerhafter hätte machen können? Ob er nicht den, seinen Ländern so schwer zu heilende Wunden schlagenden, und ihm, seinen Ruhm ausgenommen, gar nichts einbringenden siebenjährigen Krieg ganz hätte vermeiden können? Ob er nicht die französische Allianz der englischen hätte vorziehen sollen? Ob er sich nicht bey der letzten Theilung von Polen durch Uebereilung geschadet? Ob er nicht die nachher erfolgte nähere Verbindung zwischen Rußland und Oestreich hätte hindern können und sollen? Ob

der

der mit so vieler Mühe zu Stande gebrachte deutsche Fürstenbund im Grunde recht viel mehr als ein schöner Traum war? Dies alles sind Dinge, welche nur die Staatskunst ganz ergründende Männer entscheiden können, und die sich auch nur erst nach Menschenaltern entscheiden lassen.

Daß Friedrich als General hier und da sehr große Fehler machte, hat er mehr als einmal selbst eingestanden. Wie sehr z. B. schadete er seiner Armee dadurch, daß er ihr, die bei Pirna gefangenen Sachsen auf die Art einverleibte, wie er es that. Wäre er ganz anders dabei zu Werke gegangen, und hätte die Infanterie nicht Regimenterweise zusammengelassen, so hätte er durch diesen einzigen Entschluß 10000 sehr brauchbare Soldaten, davon die meisten ihm gern gedient hätten, mehr bei seiner Armee behalten. Die Disposition zur Schlacht bei Prag war so fehlerhaft, daß der Feldmarschall Schwerin ihm alle die übeln Folgen derselben vorhersagte, und ihm sogar bewies, daß er, auch nach dem entscheidendsten Siege doch keinen wahren Vortheil erhalten könnte. Noch in dem Augenblick seines Heldentodes, rief er dem König in dem Getümmel zu:

Sire! ce sera ici le tombeau de votre Infanterie.

Jeder andre General, wenn er sich, so wie der König bei Hochkirchen, von allen Vorposten benachrichtiget, von allen feindlichen Deserteurs einmüthig versichert, daß er würde angegriffen werden, am hellen Morgen hätte überfallen lassen, würde gewiß diesen Fehler der Kriegskunst mit dem Verlust seines Kopfes haben bezahlen müssen. Wem anders als einem gekrönten Feldherrn, der mit seiner Armee wie mit seinem Eigenthum handeln kann, würde man es verziehen haben, ein Corps von 16000 Mann so zu abandoniren und dem Feind gleichsam in die Hände zu führen, als wie das mit dem Finkischen bei Maxen geschah. Freilich hätte sich Fink wohl durchschlagen sollen und müssen; aber das Corps wäre darum nicht minder verloren gewesen. Wie viel kostete der preußischen Arme die übereilte Hitze des Königs bei Kunnersdorf. Der General Wunsch, ein bloßer Parteigänger, und gewiß in keinem Betracht dazu gemacht, mit dem König verglichen zu werden, hatte hier die Sache weit besser gefaßt wie er, und ihm während der Bataille einen Entwurf zugeschickt, der, wenn ihn der König befolgt, der Sache eine viel vortheilhaftere Wendung gegeben hätte. Wie wenig kunstmäßig war die Belagerung von Dresden geführt; man

man verbrannte die Häuſer und ließ die Feſtungswerke unbeſchädigt, die von ſo weniger Erheblichkeit waren, daß am fünften Tage der Belagerung das Frei-Bataillon von Meyer ſchon mit ſo glücklichem Erfolg Sturm laufen konnte, daß es bis an die Zugbrücke des Pirnaiſchen Thors vordrang; weil man aber den Sturm nicht unterſtützte, wieder zurückgeworfen wurde. Ohne Ziethen, oder vielmehr, wenn der Feldmarſchall Daun nicht wäre verwundet worden, und der General Odonell aus üblen Willen oder aus Unwiſſenheit den Damm des ſogenannten großen Teiches nicht hätte unbeſetzt gelaſſen, war die Schlacht bei Torgau verloren.

Von dem Benehmen des Königs im baierſchen Erbfolgskrieg, ſag ich gar nichts, weil er ſich ſelbſt in einer ſchon längſt allgemein bekannten Unterredung mit dem General von Backhof darüber, wenn ich ſo ſagen darf, gerechtfertigt hat. So viel aber bleibt wohl ausgemacht, daß diejenigen, welche die damaligen Anſtalten bei der preußiſchen Armee ſahen, unmöglich glauben konnten, daß noch eben der Mann an ihrer Spitze ſtand, der ſie in dem vorigen Kriege ſo glorreich geführt hatte.

Aber aller dieſer meiner Bemerkungen ohnerachtet, die hier und da eine ſchwache Seite des Königes

bemerken laſſen, rufe ich doch das ganze menſchliche Geſchlecht auf, und frage: wer unter euch nennt mir einen Regenten, der einen Vergleich mit dieſem aushalten kann? Wer nutzte je ſeine Zeit beſſer wie er? Wer ging je auf eine ſo weiſe Art ſparſam mit dieſem anvertrauten Gute um? Wer hat je das geleiſtet, was er beinahe ein halbes Jahrhundert durch leiſtete? Mit Wahrheit kann man ſagen, er verſchwendete oder misbrauchte auch nicht einen Augenblick ſeines ruhmvollen Lebens. Nur wenige Stunden davon brauchte er für ſich und zu ſeinem Vergnügen; alle übrigen gehörten dem Staate oder der Erfüllung einer Regentenpflicht. Ihn trieb nicht innerliche Unruhe von einem Luſtſchloß zum andern. Nicht wie viel andere große Herrn, durchritt und durchfuhr er ſeine Länder aus langer Weile. Wollte er von Landeseinrichtungen nähere Erkundigungen perſönlich einziehen: ſo reiſete er langſam; ſprach mit einen jedem Sachverſtändigen, wes Standes er war: wie dieſes ſeine mit einem Amtmann gehabte Unterredung beweiſt, die Gleim bekannt gemacht hat. Er verdarb nicht den Vormittag mit aus- und wieder ankleiden; er verſchwendete nicht ganze Stunden auf der Parade oder in einem dumpfigten Exerzierhauſe. Er verträum-

te

te nicht jede Woche an einem gewißen feſtgeſetzten Tage drei bis vier Stunden in einem ſogenannten geheimen Rathe: ſondern er ſprach kurz und nur immer der Sache angemeſſen mit dem Miniſter, zu deſſen Departement ſie gehörte. Er ritt m.: in den Stunden, wenn er keine andere Geſchäfte verſäumte, aber nie täglich drei, viermal ſpazieren. Kein Günſtling, keine Maitreſſe, keine leere Hofetiquette raubte ihm einen Augenblick Zeit: jede Minute hatte ihre eigene Beſtimmung; anſtatt daß die meiſten übrigen großen Herrn ihre Stunden mehrentheils ſo zubringen, daß ſie in dieſer ängſtlich ſorgen, womit ſie die folgende vertreiben wollen.

Alles, was er that, that er mit Leib und Seele, war er beim Manövriren, ſo ſahe er nichts als das Manöver; bekümmerte ſich nicht um die Zuſchauer, noch weniger ritt er umher, um den die Sache nicht einmal verſtehenden Leuten ihren Beifall gleichſam abzubetteln oder abzuzwingen. Sprach er in Geſchäften, ſo unterhielt er ſich nicht von Stadt- oder Paradeneuigkeiten, Bauangelegenheiten oder andern der Sache fremden Dingen, ſogar in ſeinen Vergnügungen, als z. B. in ſeiner Muſik und in dem

dem gesellschaftlichen Umgange mit seinen Freunden herrschte eine Art von planmäßiger Ordnung.

Eben so regelmäßig war seine alles übertreffende Thätigkeit. Er war unabläßig beschäftigt, doch war diese seine Thätigkeit nie krampfartig, wie sie es bei mehrern seiner unglücklichen Nachahmer gewesen ist. Er baute nicht, um wieder niederzureissen, oder das Angefangene unvollendet liegen zu lassen. Er verwirrte die Geschäfte nicht durch die unselige Sucht, alles selbst thun zu wollen: die bei schwachen oder gar verschobenen Köpfen einiger großen Herrn oft mehr schadet, als die Trägheit anderer, die gar nichts thun wollen. Der König überließ ein Geschäft völlig demjenigen, dem er es einmal aufgetragen hatte: sahe nur immer auf das Ganze und hinderte den Fortgang der Sache nicht dadurch, daß er täglich eine Abänderung darinnen machte. Er ließ dem, dem er etwas anvertraut hatte, nie Mistrauen merken; im Gegentheil er liehe ihm lieber zuweilen unvermerkt seinen Kopf, um ihn nur in Ansehen zu erhalten. Er überschwemmte seine Armee nicht mit Ordres, in welchen er das schon Befohlene entweder hundertmal wiederholte, oder durch einen neuen Befehl wieder auf-

aufhob: wie das immer der Fall in manchen Dienſten iſt, wo man alle Jahr ganze Bücher mit lauter gegebenen Ordres vollſchmiert.

Er ſcheute alle Neuerungen; Veränderungen an Montirungen und andern kleinen Formalitäten, waren weit unter ſeiner Würde und unter der, die er ſeiner Armee zu geben bemüht war. Er wußte zu gut, daß jede, ſey es auch nur die geringſte Abänderung in einem Staat, immer Mievergnügte macht und auf kurze oder längere Zeit immer eine Art von Verwirrung nach ſich zieht. Er ſcheute deswegen beſonders alle Neuerungen, weil er als ein ſo erfahrner Kenner der Menſchen nur zu gut wußte, daß man dieſe, oder wenigſtens den größten Haufen derſelben nur dann am beſten brauchen kann; wenn ihnen das, was ſie zu thun haben, aus langer anhaltender Gewohnheit gleichſam zur andern Natur geworden iſt.

Er verſtand die große Kunſt, Misbräuche abzuſchaffen, ohne ſie zu verbieten, und nützliche Sachen einzuführen, ohne wie ſein Zeitgenoſſe Joſeph ganze Nieße von Verordnungen zu geben. Er hat

z. B. nie ein Gesetz über Toleranz gegeben; und doch übet man sie in keinem Lande in der Welt mehr aus, als in dem seinigen. Ohne jemals eine einzige Ordre darüber gegeben zu haben, hatte er in seiner Armee eine ganz andere Lebensart und Ton gebracht, als der war, der beim Antritt seiner Regierung darinnen herrschte. Alles folgte seinem Exempel, natürlich nicht mit gleichem Glück, aber alles suchte doch in feinerer Lebensart, in Erlernung mehrerer Kenntnisse und feinerer Sitten, als man sonst gehabt hatte, ihm ähnlich zu werden. Alles in seinem Lande war arbeitsam wie er: in allen Geschäften herrschte, so wie in den seinigen, die pünktlichste Ordnung: alle Sachen wurden, so wie von ihm, so geschwind als möglich beendigt.

Der König ließ, wenn er nicht ungerecht seyn wollte, gern dem Verdienste eines jeden Gerechtigkeit wiederfahren: er wollte nicht, so wie mancher andere Fürst sich in allem zum Muster vorstellen. Wie sehr oft hat er dem geheimen Rath Brenkenhoff gesagt: „Wenn ich nur so rechnen könnte wie er.“ Als er bei einer preußischen Revüe das Bosniaken Corps, das sogenannte türkische Manöver machen sah, sagte

er

er voller Freude zu deſſen Kommandeur: „Mein lieber Hallecius, er und ſeine Kerls haben den Teufel im Leib mit reiten; es iſt mir ſehr lieb, daß ich nichts mit ihnen zu Pferde zu theilen habe; da würde ich verflucht ſchlecht weg kommen.“ Mancher andere große Herr, der ſich zwar nicht bis auf die Weite eines Kanonenſchuſſes herbeizukommen getraut hätte, hätte ſo etwas gewiß nach geendigtem Manöver nicht geſagt, ſondern lieber glauben laſſen, er könnte das alles eben ſo gut mitmachen.

Ich glaube mich nicht ganz zu irren, wenn ich behaupte: daß vortreflicher Gebrauch der Zeit; pünktliche Ordnung in allen Geſchäften; unermüdete aber immer zweckmäßige Thätigkeit, unerreichbare Kunſt, die Herzen der Menſchen zu gewinnen, das waren, wodurch Friedrich ſich den Ruhm erwarb, den ſeine Feinde ſelbſt ihn zugeſtehen müſſen, den noch nie ein Menſch, vielweniger je ein König erwarb, den alle Nationen bewundern, der nie verlöſchen wird, und wenn ſeine Geſchichte ſo alt ſeyn wird, daß man ſie eher für ein altes Heldengedicht, als für wahre Erzählung wirklich geſchehener Dinge halten wird.

Zwölfter Brief.

Nun habe ich Ihnen, liebster Freund, die mir durch einen langen und vertrauten Umgange mit Personen, die den großen Friedrich sehr genau gekannt hatten, bekannt gewordnen Hauptzüge seines Charakters entworfen. Er war nicht vollkommen, denn kein Mensch auf der Welt ist es. Aber seine Fehler waren gering, und seine Tugenden groß. Um ihn recht zu würdigen muß man zwei Dinge bedenken. Erstlich daß er ein König war. Wie schwer es einen Menschen seyn muß, dessen Wille allgemeines Gesetz ist, gar niemals seinen Leidenschaften, Launen und ungerechten Einfällen den Zügel schießen zu lassen, kann man sich leicht vorstellen. Ja es ist vielmehr zu bewundern, daß es bei den meisten Regenten nicht noch ärger geschieht. Indeß hat doch Friedrich in diesem Betracht den Vorzug vor allen andern. Ein solcher König wie er, ist gewiß noch nie gewesen. Zweitens ist es freylich schlimm, daß jede Leidenschaft, Schwachheit und Laune eines Königs einen solchen fürchterlichen Einfluß auf das Glück der Menschen hat, die unter ihm stehen, und ihnen Leib und Leben, Ehre und Vermögen kosten kann.

kann. Wäre das nicht, ſo hätte man Friedrichs Launen und Fehler kaum bemerkt. Indeß wenn ſeine Vorurtheile und ſeine Launen einige hundert Menſchen um ihr zeitliches Glück gebracht haben; wenn ſeine bisweilen kleinliche Eitelkeit ihn bewog, wirklich große Menſchen mit Undank zu lohnen und zu verkennen, ſo muß man bedenken, daß die Laſter von andern Regenten Menſchen zu tauſenden um ihr Leben, um ihre Freiheit, oder wenigſtens um ihr Vermögen gebracht haben.

Aus dem, was ich Ihnen bis hieher geſchrieben habe, könnten Sie genug ſehen, was ich von den Zimmermannſchen Fragmenten halte, ohne daß ich Ihnen brauchte meine Meinung darüber beſonders zu ſagen. Denn freilich Zimmermann und Friedrich der Einzige, paſſen ſo wenig zuſammen, als der große engliſche Staatsminiſter Pitt und ſein Schneider. Beide ſtanden ſo lange in Verbindung mit dieſen Menſchen, als ſie ihre Dienſte brauchten, aber länger nicht. Indeß mag freilich wohl Friedrich, in einer Anwandlung von Langerweile, die auch den weiſeſten Menſchen bei einer ſchweren Krankheit wohl einmal plagen

kann, mehr mit Herrn Zimmermann geplaudert haben, als das Geschäft erfoderte, warum er ihn holen ließ. Dieser Arzt, den seine Eitelkeit viel ärger quälen muß, als seine schlimmsten Patienten ihr Kopf- oder Bauchweh, hat dies alles seinen persönlichen Verdiensten zugeschrieben, und es durch sein Buch bewerkstelligen wollen, daß man sich ihn und den großen Friedrich en paralléle denken möchte. „Wenn dies Buch, sagen Sie, weniger Aufsehn gemacht, und nicht durch alle kleinen Posaunen des augenblicklichen Rufs so gepriesen worden wäre: so möchte es besser seyn, seiner, so wie ich thun wollte, nur obenhin zu erwähnen; allein, um zu verhüten, daß man sich wegen dieses Rufs nicht dadurch blenden lasse, und nicht zum Schaden des gesunden Menschenverstandes, Friedrichs Thun und Lassen, und seinen ganzen Charakter aus einem falschen Lichte betrachte, wünschen Sie, daß ich Ihnen meine Gedanken davon schreibe," Sie mögen darin wohl nicht unrecht haben, und ich will Ihnen also willfahren.

Lassen Sie uns erst nur einen Augenblick sehen, worauf Herr Zimmermann seine, der Welt so gern

ein-

eingeredete Vertraulichkeit mit Friedrichen gründet. Auf weiter nichts, als daß der König, der von seinem vermuthlich auf Verdienste gegründeten Ruf als vortreflicher Arzt gehört hatte, ihn rufen läßt; er zu ihm reist, ihm ein Recept verschreibt, was ihm jeder Compagnie-Feldscher hätte verschreiben können, und dafür 2000 Rthlr. bekömmt. Bei Gott! das ist, deucht mich, eine Sache, die weder die Neugier, noch weniger den Neid von ganz Europa, vielleicht einige Aerzte höchstens ausgenommen, hätte erregen können, wie uns der hannöversche Arzt überreden will. Man muß auch erstaunlich fromm, oder ganz jämmerlich schwach seyn, wenn man um einem Kranken ein gelindes Laxativ zu verschreiben, so ein Gebet zum Himmel schickt, wie Herr Zimmermann gethan haben will, als er zum König gerufen ward. Wie unkräftig noch dazu dies Gebet blieb, hat der Erfolg leider nur zu deutlich gezeigt.

Die Welt hätte indeß dem schreibsüchtigen Zimmermann das doch zu gute gehalten, und wenn er ihr noch umständlicher erzählt hätte, wie ihm bei der für einen Arzt so gewöhnlichen Unterredung zu Muthe

war, und was seine Frau und seine Freunde dazu gesagt hätten. Die Welt war damals, als jene Unterredungen erschienen, noch so begierig, alles, was auch nur die geringste Beziehung auf Friedrichen hatte, zu erfahren; daß sie es mit Danke angenommen hätte, sich von Herrn Zimmermann erzählen zu lassen, wie die Polster aussahn, worauf des Königes Hände lagen: wie die Suppen, die er aß, bereitet wurden; und wie sich der König auch auf dem Nachtstuhle ausnahm. Es hätte vielleicht gar Menschen gegeben, die alle die schönen Dissertationen, die der arme kranke Monarch mit einem ihm zeithero ganz fremden, auf einmal aber zum Vertrauten gewordnen Doctor hielt, bewundert hätten. Nur wenigen, die den König gut kannten, würde es eingefallen seyn, daß sich wol viel Dichterisches in diese Unterredungen gemischt haben möchte. Allein das ist gar zu arg, und jedem nur einigermaßen vernünftigen Menschen unausstehlich gewesen, daß dieser Medicinische Ritter sich durch den so abgenutzten und von so manchem Geheimnißkrämer gebrauchten Kniff wichtig zu machen sucht: daß er spricht: Dieses darf ich nicht sagen. Ein vernünftiger und ein ehrlicher Mann prüft, ehe

er

er etwas wieder erzählt, die Sache ganz. Enthält sie Geheimnisse, die ihm sind anvertraut worden und das war hier unmöglich doch der Fall, oder Dinge, die dem Wiedererzähler Verdruß machen könnten: so schweigt er ganz davon; alles übrige erzählt er genau und treu. Nur das Kind sagt: Ich weiß was; ich sage es aber nicht: oder der Marktschreier prahlt mit Geheimnissen, die er nicht weiß.

Warum war nun der im Schreiben unermüdete Zimmermann nicht damit zufrieden, daß er uns allen erzählt hatte, wie er in wenig Tagen der vertraute (ach wollte Gott, lieber der heilende!) Arzt des Königs geworden war? Warum mußte er uns noch mit einem Producte seiner Hand (sein Kopf kann unmöglich vielen Antheil daran haben) heimsuchen? In diesem neuen dicken Buche besteht alles übrige, außer seinen wieder darin aufgetischten Unterredungen in folgenden: Ausgeschriebne Gedanken aus dem Guibert: entweder alte schon bekannte, oder höchst gewagte und unwahrscheinliche, oder endlich ihm absichtlich in den Mund gelegte Anekdoten: Widerlegungen, das heißt bei ihm Schimpfreden wieder Mirabeau: Un-

aufgeklärtes Geschwätz über Aufklärung, wobei er seine ganze Ritterwürde vergißt, indem er (um mich eines seiner Ausdrücke zu bedienen) wie ein Karrenschieber auf so viele verdienstvolle Gelehrte schimpft: und endlich, welches wol seine Hauptsache ist: einen Brief, den die Rußische Kaiserin an ihn geschrieben hat. Was dieser in den Fragmenten über Friedrichen eigentlich soll, läßt sich freilich nicht leicht einsehen. Vermuthlich sollte es die Welt schlechterdings wissen, daß die Kaiserin ihn für den Mann halte, vor dem und durch den sie sich als Gelehrte, als große Frau zeigen wollte. Lachen Sie nicht darüber. Wer weiß was diese Monarchin zu befürchten gehabt hätte, wenn dieser Arzt mit einemmale alles erzählt hätte, was ihm Friedrich in jenen vertraulichen Stunden sagte. Vielleicht meinte der Ritter auch auf diese Art durch einen kleinen Umschweif zu zeigen, was er, selbst dem höchsten Häuptern in Europa, für ein wichtiger Mann sey. Ich hoffe indeß immer noch, daß das kommen soll. Denn obgleich Hr. Zimmermann so lächerlich darüber eifert, daß die Verf. der Berliner Monatschrift, die er sehr witzig (wie würde Friedrich sich gefreuet haben, wenn er ihm noch den schönen Einfall gesagt hätte!) die

die blauen Wische nennt, ihre Arbeit nicht umsonst verrichten: so hat mich doch sein Verleger versichert, daß er ihm seine Fingerarbeiten sehr gut bezahlen müsse. Vielleicht reissen dieser oder andere Beweggungsgründe einstens das Siegel der Verschwiegenheit auf, daß er noch bis jetzt auf alle die Geheimnisse, die ihm Friedrich anvertraut hat, gedruckt hält.

Doch im Ernste: wenn uns dieser sonst verdienstvolle, nur jetzt von sich und seiner äskulapischen Ritterschaft berauschte Mann, wieder einmal mit seinen Arbeiten unterhalten will, so wähle er doch einen Gegenstand aus seiner Sphäre. Er hat ja als Philosoph und als erfahrner Arzt ein weites Feld für seinen Geist. Aber mit seinen Privat-Korrespondenzen, mit seinen geheimen Kenntnissen in der Staatskunst, und am allermeisten mit seinen ihn so erniedrigenden Schimpfwörtern mag er uns verschonen. Es thut mir immer empfindlich leid, wenn ich sehn muß, daß ein Gelehrter, ein berühmter Mann, sich bis zur Sprache des niedrigsten Pöbels herabläßt, und sich dadurch in den Augen der ganzen vernünftigen Welt um alle Achtung bringt. Wenn schimpfen widerlegen

wä-

wäre, dann behielte nie ein Fiſchweib unrecht; und wahrhaftig auch ſelbſt die könnten noch etwas vom Hrn. Leibarzte und Ritter Z. lernen. Wenigſtens iſt dieſes das einzige, was der aufmerkſamſte und lehrbegierigſte Leſer aus ſeinen Fragmenten erlernen kann.

Briefe

eines

alten Preußiſchen Officiers

verſchiedene

Charakterzüge

Friedrichs des Einzigen

betreffend.

Mit Rückſicht auf das Zimmermannſche Werk über eben dieſen Gegenſtand.

Zweiter Theil.

Hohenzollern 1791.

M

Erſter Brief.

Man muß gerade ſo viel über Jemanden vermögen, als Sie, mein geliebter Freund, über mich, um mich dahin zu bringen, daß ich noch einmal die Feder ergreife, und einige Ihrer mir neuligſt gethanen Fragen über den großen Friedrich, an welchen ſich einige deutſche Schriftſteller ſo gröblich verſündiget haben, beantworte.

Wen ſollte nicht beinahe grauen, in unſerm Vaterlande noch eine Zeile zu ſchreiben, nach den unangenehmen Auftritten, die ſeit kurzem in der deutſchen gelehrten Welt vorgefallen ſind! Der Bubenſtreich, den einer unſerer Schriftſteller, durch

Verfertigung der schändlichen Komödie: Bahrdt mit der eisernen Stirne ausgehen ließ, hat es doch nun schon so weit gebracht, daß derjenige, welcher, man könnte beinahe sagen, das Unglück hat, als ein Schriftsteller bekannt zu seyn, jeden Augenblick in Gefahr steht, über etwas vor Gericht gezogen, und verhört zu werden, worüber in einem nur einigermaaßen gesitteten Staate höchstens ein Karrnschieber oder ein Fischweib zur Verantwortung gezogen werden sollte, nämlich über das Ausstoßen der pöbelhaftesten Schimpfreden und der häßlichsten Unfläterei.

Wie viel Mitleid verdient nicht der braunschweigische Herr Oberstlieutenant Mauvillon, daß auch dieser, der gewohnt ist, seine Zeit so nützlich zu brauchen, sie dazu hat anwenden müssen, um das, was schon längst unbezweifelt allgemeine Meinung war, gleichsam im Nahmen der ganzen deutschen Lesewelt, öffentlich darzuthun. Wenn seit langer Zeit ein Betragen edel, und eine Arbeit nützlich genannt zu werden verdient haben, so ist es die Art mit welcher dieser vortrefliche Mann sich bei der Gelegenheit gezeigt, und mit nicht gewöhnlicher Geduld

duld den ganzen schmutzigen Geist aus den Zimmermannischen Schriften herausgezogen hat. Nun wird doch endlich die Welt einmal diesen Schriftsteller kennen lernen, und man wird es müde werden, sich mit ihm in einen Streit einzulassen, um nicht das, etwas schmutzige, da aber von ihm die Rede ist, gerade passende Sprüchwort an sich erfüllt zu sehen: Wer Schmutz angreift, der besudelt sich.

Ein Blatt, welches eine Vertheidigung gegen die Mauvillonsche Schrift, und eine Widerlegung derselben in der Zimmermannschen Sache vorstellen soll, ist mir zu Gesichte gekommen, und hat mich so empört, daß ich mich nicht enthalten kann, meinen Empfindungen darüber Luft zu machen. Ja ich will alle den Ekel, den mir das Zimmermannische Betragen erregt, überwinden, und wenigstens einige flüchtige Bemerkungen über dieses sein letztes Blatt hinwerfen. Schon in den ersten drei Zeilen steht eine recht derbe Unwahrheit. Wo sind denn woldie deutschen Gelehrten, die das thaten, was ihnen hier nachgesagt wird? Ganz umgekehrt: gerade er, Hr. Zimmermann, war es, der ihnen die schändlichsten Dinge in seinen Schriften nachsagte. Wer hat seinen Unter-

gang gesucht? Man sucht den Untergang eines Menschen eigentlich nur alsdann, wenn man ihn um sein Brodt bringt, oder ihn an seiner wahren Ehre kränkt. Zimmermanns Brod und Berufsarbeit war und ist eigentlich die, die Pflichten eines Arztes zu erfüllen; darauf beruht seine wahre Ehre. Es ist mir aber nicht erinnerlich, jemals etwas gelesen zu haben, was Zimmermann um seinen guten Ruf als praktischen Arzt hätte bringen sollen.

Darauf folgt gleich ein lächerliches Selbstlob. Man könnte, glaube ich, ohne viel zu wagen, einen Preis von hundert Louisd'or darauf setzen, für einen einzigen von den Briefen, die von unbekannten großmüthigen Menschenfreunden aus mehrerern Ländern und Städten ihm geschrieben seyn, und in denen diese sich zum Kampfe für Z. erbieten sollen, unter der Bedingung, daß er von einem Manne herrühre, auf dessen Achtung man einigen Werth setzen könne. Es ist sonderbar; ich wohne doch auch in keiner Wüste; stehe mit verschiedenen würdigen und einsichtsvollen Männern in und außerhalb des Orts meines Aufenthalts in Verbindung, und weder unter diesen, noch in irgend einem Journale ha-

habe ich je gefunden, daß irgend Jemand Luſt hätte das Zimmermannſche Betragen zu rechtfertigen. Im Gegentheil kann ich mit Wahrheit verſichern, daß, nach der Erſcheinung der berüchtigten Fragmente, Jedermann nie anders als mit Verachtung oder mit Mitleid von ihrem Verfaſſer gegen mich geſprochen hat. Einer der älteſten Zimmermanniſchen Freunde, mit dem er in vertrautem Briefwechſel ſteht, ſagte mir ſchon im vorigen Herbſt: „der arme Zimmermann iſt ſehr zu beklagen; er iſt ſeelenkrank.“ Einem ſolchen Kämpfer aber bindet man lieber Hände und Füße, als daß man ſich zu ſeinem Mitkämpfer aufwürfe.

Mit Recht hätte Zimmermann, wie ers verſichert, Schrecken und Betrübniß empfinden müſſen, als er die unſaubere Komödie las. Aber warum drückte er dieſen ſeinen Schmerz nicht aus? warum ſagte er nicht ſchon längſt öffentlich, daß es ihn beleidige und an ſeiner Ehre kränke, daß Jemand, ihn auf eine ſo ſchändliche Art vertheidigen wolle? Was würde man wol in der ganzen ehrbaren Welt von Jemanden halten, der, wenn er einen Ehrenſtreit bekäme, es ruhig geſchehen ließe, daß ein

verworfener Bube ſich auf die ſchändlichſte nnd niedrigſte Art zu ſeinem Vertheidiger aufwürfe? Beſäße der Menſch nur einen Funken von Ehre, ſo würde er Himmel und Hölle bewegen, um darzuthun, daß er mit demjenigen, der eines ſolchen Unternehmens fähig ſey, auch nicht in der allergeringſten Verbindung ſtehe.

Daß man wünſchte, daß jene Schrift und ihr Verfaſſer ſo behandelt würden, wie das Zimmermanniſche Blatt ſagt, iſt allerdings wahr, und mich deucht ſehr billig, ob ſich gleich Zimmermann über dieſe Billigkeit ſehr zweideutig ausdrückt, und ſie zu bezweifeln ſcheint. Daß aber dieſes in öffentlichen Blättern wäre geſagt worden, iſt mir völlig unbekannt. In der Menge von Journalen und gelehrten Zeitungen, die ich und meine Bekannten leſen, hat noch kein Wort von allen dieſem geſtanden. Indeß iſt das doch eine zweite ganz im Zimmermanniſchen Geſchmacke hervorgebrachte Unwahrheit; wenn es heißt: und nun ſchrieb Herr Oberſtlieutenant Mauvillon in Braunſchweig ein Buch, zu beweiſen ꝛc.

Der

Der Herr Oberſtlieutenant ſchrieb ja das Buch nur dann, da er auf Veranlaſſung der hannöverſchen Regierung von einem Kriegsgerichte befragt wurde, ob er nichts von dem Verfaſſer jener Schrift wiſſe.

Was ſoll der lächerliche Ausdruck heißen, da ein Officier ſie drucken läßt, da ein Officier vor einem Kriegsgerichte ſie auszuſprechen wagt!

Was iſt es für ein Wagſtück, zu ſagen: Zimmermann hat da und dort und an funfzig andern Orten wie ein Straßenbube auf andere ehrliche Leute geſchimpft, und mit eigenen Verdienſten geprahlt; dies läßt mich vermuthen, daß er es auch diesmal, da er unbekannt zu bleiben hofte, wieder gethan haben mag. Das iſt alles, was der Herr Oberſtlieutenant ſagte, da er genöthigt ward deshalb eine Ausſage zu thun.

Daß Herr Zimmermann noch gar nicht, wie er ſelbſt ſagt, von der hannöverſchen Regierung zur Vertheidigung aufgefodert, oder zum wenigſten eben ſowol, wie ſo viel andre in der Komödie genannte

Männer, um seine Meinung über den Verfasser vernommen worden ist, scheint mir als einem Layen in dem Justizwesen, allerdings etwas ganz außerordentliches. Das ganze Verfahren in Ansehung seiner, kömmt mir gerade so vor, als wenn man Jemanden eines wahrscheinlichen Verdachts halber in Verhaft nehmen müßte; den Befehl dazu aber sehr weislich einige Tage zuvor öffentlich bekannt machte.

Die Zimmermannsche Antwort ist freilich sehr kurz, aber völlig hinreichend, wie er behauptet, ist sie wahrhaftig nicht. Ich zum Beispiel und dreißig meiner Freunde sind gerade wegen dieser Antwort heute noch bereit den Eid, der, wo ich nicht irre, de credulitate heißt, zu schwören, daß Zimmermann die eiserne Stirn, wo nicht selbst geschrieben hat, doch wenigstens hat schreiben lassen, und daß er den Verfasser sehr gut kennt; welches er auch in dem Blatte gar nicht leugnet.

Außerordentlich lächerlich ist es mir vorgekommen, daß es scheint, als sey der Verfasser bei Verfertigung jenes Blattes so in der Flucht gewesen, daß er bei Unterzeichnung desselben das von, den Rit-

Ritter, und den sonst ihm so nahe am Herzen liegenden langen Titel vergessen, und sich diesmal mit dem trocknen Zimmermann begnügt.

Ich würde zwar noch oft Gelegenheit haben, seine lächerlichen Aeußerungen über Friedrich den Großen zu widerlegen. Aber nachdem ich nun meine Empfindungen über ihn, die dieser neue Vorfall erregte, ausgedrückt habe, soll mich gewiß niemand seiner jemals wieder erwähnen hören. Da er im Stande ist den unauslöschlichen Schimpf, für den Verfasser oder wenigstens für den Theilnehmer jener niederträchtigen Schrift, gehalten zu werden, ruhig auf sich sitzen zu lassen: so leidet es mein Gefühl von Ehre, wovon der Quasi-Ritter keine rechten Begriffe zu haben scheint, nicht mehr, auch nur seinen Namen zu schreiben. Hätte ich das Unglück erlebt, mich in seinem Falle zu befinden; mein halbes Vermögen hätte ich daran gewendet, und selbst mein Leben gewagt, um den Verfasser jenes Ungeheuers herauszubringen, und mich zu rechtfertigen. Einem so bemittelten, und seinem Vorgeben nach, mit den meisten großen Herrn und ihren Ministern in genauer Verbindung stehenden Manne, wäre dies

ſes etwas leichtes geweſen. Was ergreift er aber dagegen für ein Mittel? Er erbietet ſich das zu thun, was jedem, ſchon bis zur Specialinquiſition gelangten Verbrecher, allein noch übrig iſt: Den Reinigungseid zu ſchwören. Je nun ſo ſchwöre er ihn denn! und ſein Andenken ſey hernach aus dem Gemüthe aller, ein zartes Gefühl von Ehre habenden Leute, und aus dem meinigen verbannt!

Ich kehre nun, von dem ſchmuhigſten Gegenſtande zum edelſten, zu Friedrich dem Großen, von ſeinem unglücklichen Fragmentiſten, zurück, und fange an Ihre Fragen zu beantworten.

Zweiter Brief.

Sie fragen mich vor allen Dingen, warum der König die bei Pirna gefangenen Sachſen ſo ſonderbar behandelte? Sie haben recht; die Behandlung war mehr als ſonderbar: es iſt auch beiſpiellos geblieben, daß man ein ganzes Corps gefangengenommener Feinde gleich auf der Stelle ohne alle weitere Umſtände, als wären es Hülfstruppen oder aus ſeinem eigenen Lande geworbene Leute, ſo formirt wie ſie ſind, ſeiner Armee einverleibt. Aber erſtlich wollte ja der König nicht einmal öffentlich eingeſtehen, daß die Sachſen ſeine Feinde wären. Er hatte durch verſchiedene Manifeſte bereits erklärt, daß er das Land nicht als ein erobertes, ſondern blos als ein in Verwahrung genommenes betrachte. Er wollte alſo auch das Corps wie ein zu dieſem Lande gehöriges Inventariumsſtück mit in Verwahrung nehmen, und nach ſeiner Willkühr damit ſchalten und walten. Zweitens war ihm der Anblick eines ſo ſchönen und zahlreichen Corps, das er ohne Schwertſtreich jetzt in ſeiner Gewalt ſahe, damals noch zu neu, mithin zu überraſchend, und die Freude verleitete ihn, in

dem Augenblick den Fehler zu begehen, in welchen er bei mehreren seiner Kriegsunternehmungen fiel; daß er sich zu viel, und dem Feinde zu wenig zutraute. Wie hätte sonst ein so einsichtsvoller Feldherr, wie Friedrich war, den unweisen Gedanken fassen können, die Regimenter, ganz so wie sie waren, gleich zu preußischen umzuschaffen? Er glaubte, um das Glück und den Ruhm, ihm dienen zu können, würden die Sachsen alles vergessen: deswegen konnte er es nicht begreifen, warum so wenig Officiere in seine Dienste traten. Auch behandelte er von dem Augenblick an diejenigen, die sich dessen weigerten, nicht mehr wie Kriegsgefangene, sondern wie den Dienst verlassende Officiers, und gab ihnen weder Unterhalt, noch verhinderte er sie auch ihr Glück anderwärts zu suchen. Diese gränzenlose Eigenliebe bewog ihn also den vernünftigen Rath des General Winterfelds: die Leute einzeln unter seine Regimenter zu vertheilen, nicht anzunehmen, bis ihn, da weit über die Hälfte des Corps sich auf die heldenmüthigste Art aus seinem Dienste losriß, die daraus entstehenden Unordnungen in der Armee es zu thun nöthigten.

Aus der Verlegenheit, ob er es mit der sächsischen Cavallerie eben so machen sollte, zog ihn der Generallieutenant von Katzler, damaliger Chef des Regiments Gens d'armes auf die seltsamste Art. Dieser in so manchem Betracht ganz sonderbare Mann, ritt, ohne daß er wußte, was der König mit der sächsischen Cavallerie zu machen gesonnen sey, auf den Platz, wo selbige aufmarschiren mußte, und während der Zeit, daß die Infanterie noch beim König en parade vorbei marschirte, holte er aus verschiedenen Escadrons die schönsten Leute und Pferde heraus, und schickte sie, in sein Regiment. Diesem Beispiele folgten sehr bald die andern Chefs der Cavallerieregimenter, die bei Lowositz viel gelitten hatten; und so hatten sie sich schon ziemlich in die sächsische Cavallerie getheilt, ehe der König dazu kam. Katzler war eben beschäftigt noch einige sächsische Garde du Corps zu holen, als ihm der König begegnete, der nun auch dahin ritt, wo er die Regimenter noch völlig formirt zu finden glaubte. Was Teufel macht er, Katzler? fragte ihn der König: Ich werbe für sehr wohlfeiles Handgeld; antwortete ihm dieser; und trieb, ohne sich weiter an etwas zu kehren, seine Gardes du

Corps

Corps immer vor sich her. Der König schrie ihm nach: Aber Herr ins Teufels Namen, was soll das? Wer hat ihm befohlen, Leute zu holen? Statt aller weitern Antwort fing nunmehro Katzler an mit seinen Rekruten zu jagen, als wenn der Feind hinter ihm wäre.

Endlich kam der König auf den Platz und sahe, daß nur noch Ueberreste da waren. Vermöge seiner gewöhnlichen scharfen und richtigen Beurtheilungskraft, sahe er nun gleich ein, daß jetzt nichts anders mehr zu thun war, als die Sache nach der angefangnen Art fortgehen und die einzelne Vertheilung, die zwar ganz gegen sein Wissen und Wollen angefangen war, weiter geschehen zu lassen. Die sächsischen Reuter fingen an unruhig zu werden, weil sie besorgten, man werde ihnen, da man sie nicht auch abgeholt hätte, die Pferde abnehmen, und sie unter die Infanterie stecken. Sie schrien dem Könige zu: Lassen Sie uns nur unsere Pferde, wir wollen ihnen gern wie ehrliche Kerls dienen! Der König sprach ihnen freundlich zu: Gut, meine Kinder, wählt euch selbst, ob ihr bei Küraſſier, Dragoner oder Husaren dienen wollt;

ich

ich verſpreche euch, daß jeder ſein Pferd behalten, und es euch, wenn ihr wie ehrliche Kerls dient, bei mir beſſer gehen ſoll, als beim Könige von Polen; wenigſtens ſollt ihr nicht wieder ſo hungern, wie ihr in eurem Lager gehungert habt. Die Leute wurden von dieſer Rede wie begeiſtert, und ſchrien alle einmüthig. Vivat der König von Preußen! ein H** der ihm nicht ehrlich dient! Da es faſt lauter ſchwere Reuter waren, weil, wie bekannt, die leichten Dragoner nicht mit beim ſächſiſchen Corps ſtanden: ſo wählten ſie faſt einmüthig den Küraſſierdienſt, und wurden größtentheils unter die damaligen Regimenter Prinz von Preußen, Drieſen, Markgraf Friedrich und Karabiniers vertheilt. Sehr viele wählte der König ſelbſt für ſeine Garde du Corps, wo ſie nach dem Zeugniß aller Officiere, größtentheils außerordentlich gut gedient haben.

So zufrieden der König nun auch eigentlich mit dieſem Vorfall war, ſo ließ er doch gleich nachher den General Katzler rufen, und ſagte ihm ſehr ernſthaft: Weiß er wohl, Katzler, daß ich ihn in Arreſt ſchicken werde? Wie kann er ſich einfallen laſſen, ohne meine Ordre Leute für ſein Regiment aus-

zu-

geben? Die Kerls werden ihm alle zum Teufel reiten. Katzler that etwas, was er eigentlich nur äußerst selten that, er lächelte, und antwortete: Das würden sie, wenn sie es sonst wollen, wol auch gethan haben, wenn mir Ew. Majestät sie gegeben hätten; und am Ende, sind sie das Geld, was sie Ihnen und den Compagniechefs kosten, noch immer werth. Darauf schnallte er seinen Pallasch ab, und sagte: Wenn ich mein Regiment immer so gut wieder kompletiren könnte, wie heute, so säß ich gern einige Tage in Arrest. Der König lachte und antwortete: Er hat den Teufel im Leibe; wie viel Leute hat er mir denn gestohlen? Etliche und siebenzig; und mich ärgert nur, daß mir Ew. Majestät so geschwind auf den Hals kamen; sonst hätte ich auch noch einige meiner schlechten Pferde ausgetauscht.

Dieser schon längst verstorbene General Katzler war einer von den Männern, deren wahren großen Werth man nie genug geschätzt hat; die ihr deutsches Vaterland mit Undank vergißt, und sich kaum ihrer Namen erinnert. Er war ohnstreitig einer der ersten Kavalleristen, die je in der preußischen Armee ge-

gewesen sind. Er legte den Grund, auf welchen der unsterbliche Seidlitz seinen mit der preußischen Kavallerie erlangten Ruhm bauete: auch war Seidlitz würklich groß genug, ihm beständig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und bei verschiedenen Gelegenheiten zu sagen: Einen Katzler bekommen wir so leicht nicht wieder. Diesem verdienstvollen General verdankt das Regiment Gendarmes heute noch den Ruhm, den es mit Recht in der preußischen Armee behauptet; unter ihm stieg es auf den Punkt der Vollkommenheit, auf welchem es sich nun beinahe ein halbes Jahrhundert erhalten hat. Nicht leicht wird ein Chef, sich die Liebe und Hochachtung seines Regiments so allgemein erwerben, als wie sie General Katzler besaß. Vom Kommandeur bis zum gemeinen Reuter, liebte ihn Jeder, wie einen Vater. Wenn er einen Gendarme recht empfindlich strafen wollte, so sagte er ihm: Ich werde dich wol abgeben müssen, und wenn seine Kamaraden nicht für ihn baten, und sich für seine Besserung gleichsam verbürgten, so erfolgte diese gedrohte Strafe gewiß. Es ist fast unmöglich sich einen Begriff zu machen, zu was für einem hohen Grad von guter Zucht und Ordnung der General das Regiment gebracht

bracht hatte. Sein moraliſcher Karakter war recht ſo, wie man ſich ein Ideal von einem wahren ehrlichen Manne bilden muß. Eigennutz war eine ihm völlig unbekannte Sache. Er bezahlte, wenn er in den Winterquartieren in Sachſen lag, ſogar ſein Quartier. Von Stolz war er eben ſo entfernt. Ich habe ihn ſehen mitten im Winter ſtundenweit reiten, um einen kranken Gendarme zu beſuchen. Er liebte die Stille, ſahe es aber gern, wenn ſeine Officiere an allen Vergnügen Theil nahmen. Mit dem König ſtand er auf einem ganz beſondern Fuß; er wich kein Haarbreit von dem Wege ab, den er für den richtigen hielt.

Als ihm der König das Regiment Gendarmes gab, ſagte er ihm: mein lieber Katzler, ich gebe ihm das Regiment, weil ich Jemanden dabei haben muß, der nicht ſo galant iſt, wie die andern Officiere. In dem Falle, antwortete Katzler, haben Ew. Majeſtät ſehr glücklich gewählt; denn Gott weiß es, daß ich ſo wenig galant bin, daß ich wol erſt einen Tanzmeiſter annehmen müßte, ehe ich mich in Berlin zeigen dürfte. Anfänglich war man weder in Berlin noch beim Regiment mit ihm zufrieden. Sein

edles Betragen aber, erwarb ihm indeß sehr bald allgemeinen Beifall; und seine Unpartheilichkeit, die freundschaftliche Art, mit welcher er die Officiere behandelte, der Muth, mit welchem er das Regiment gegen alle Anfälle der Launen des Königs vertheidigte, brachten es bald so weit, daß es ihn fast anbetete.

Nachdem er selbiges einige Zeit gehabt hatte, fragte ihn der König einmal: „Nun, Katzler, wie ist er mit seinen Officieren zufrieden?“ — „Recht gut, Ew. Majestät.“ — „Aber, Herr, es sind ja fast lauter Petit-maitres!“ „Des Nachmittags vielleicht, Ew. Majestät,“ erwiederte Katzler: „beim Exerciren und auf der Parade sind es tüchtige Officiere: das übrige geht uns beide nichts an. Sie thun, was ich befehle, und werden, wenn es einmal Zeit seyn wird, gewiß dahin reiten, wohin ich sie führe: mehr können Sie und ich nicht verlangen.“ Diese so schöne als sonderbare Antwort ärgerte den König ein wenig: er drehete sich kurz um, und sagte: „Nun, morgen werde ich sehen, was sie können; morgen um die und die Zeit soll das Regiment auf dem und dem Platze exerciren.“ Der

General versammelte gleich des andern Morgens die Officiere und sagte ihnen: „Meine Herrn! gestern hat mir der König das gesagt, und so habe ich ihm geantwortet. Ich hoffe, Sie werden heute zeigen, daß ich die Wahrheit gesagt habe; sagen Sie Ihren Leuten, daß sie schlechterdings nicht thun sollten, als wenn der König gegenwärtig wäre, sie sollen nur auf mich und mein Kommando hören.“ Der König war eher auf dem Platze, als das Regiment ankam, und versuchte, es dadurch in eine Art von Verlegenheit zu setzen, daß er anfing über das zu lange Außenbleiben zu schelten, wobei er den Ausdruck brauchte: „Die Herrn haben gewiß nicht ausgeschlafen.“ Der General legte seinem Pferde die Zügel auf den Hals, zog mit einer Hand die Uhr, und mit der andern die Schreibtafel heraus, ritt auf den König zu, und sagte: „Sehen Ew. Majestät; hier steht Ihre gestern gegebene Ordre, und so viel ists an der Zeit; wir hätten also noch zwanzig Minuten länger schlafen können.“ Der König machte ein verdrüßlich freundliches Gesicht, und befahl, das Regiment sollte in Zügen abmarschiren, dicht vor ihm Escadrons formiren, mit ganzen Escadrons in die gegebenen points de vuë traben, halten und

einſchwenken: wozu er noch den kleinen Zuſatz machte: „Der Officier, der nur um ein Pferd Diſtance verliert, kommt auf vierzehn Tage in Arreſt.“ Der General kommandirte ſelbſt. Der König war in dem Augenblick der große Friedrich nicht, ſondern ſo ganz der von Leidenſchaft hingeriſſene gewöhnliche Menſch, daß er, um Irrungen zu machen, immer zu den, auf den Flügeln reitenden Officieren ritt, und mit ihnen ſprach. Kaum bemerkte dies der General, ſo rief er mit lauter Stimme: „Seyn Sie doch ſo gnädig, Ew. Majeſtät, und reiten Sie aus den points de vuë, denn dieſe darf der Officier nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verlieren.“ Das Regiment ſchwenkte endlich ein, und ſtand, wie zwiſchen die points de vuë eingemauert. Nun, ſagte der König: „laß er die Attaque machen, und nehme er ſeine Direction dort nach meinen Adjutanten,“ welche der König ſehr wohlbedächtig dem Regimente nicht gerade über, ſondern ſchräg geſtellt hatte. Er befahl darauf, wie lange Schritt, dann Trab und Gallop ſollte geritten werden, und wie weit der Choq gehen ſollte. „Ganz wohl, Ew. Majeſtät,“ antwortete Katzler: „nach Ihren ausgeſtellten points de vuë haben wir nunmehro eine

falsche Stellung; indessen das thut nichts, wir wollen schon hinkommen.“ Darauf ritt der General vor das Regiment und sagte, so laut als möglich: „Gendarmes! reitet vernünftig, hört und seht nur nach mir und sonst nach keinem Menschen.“ Der König ritt immer dicht vor dem Regiment, und kaum hatte der General angefangen zu traben, so setzte sich der König, indem er sich gegen die linke Eskadron hinzog, in Galop, ich weiß nicht, ob aus Vorsatz oder nur darum, weil es sein Pferd so wollte; denn letzteres ist oft der Fall, wenn derjenige, der einen Trupp Kavallerie führt, nicht recht Meister von seinem Pferde ist; und rief dabei: „Aber wollen sie wol reiten?“ Die Escadron gallopirte ihm nach, bis Katzler dahin flog und ihr zurief: „Kerls, laßt euch nicht irre machen, und hört auf mein Kommando oder der Teufel soll euch die Hälse brechen!“ Die Eskadron hielt wieder an, das Regiment blieb im ruhigen Trabe, und nun ließ Katzler zum Gallop blasen. Der König kam immer mehr gegen den linken Flügel und als der Choq anging, war er ganz zurück. Nach dem Exerciren kam der König, und konnte nun natürlicher Weise nichts anders thun, als die Attaque loben: denn hätte er etwas getadelt,

delt, so hätte ihm Katzler das Zurückbleiben gewiß nicht ungerügt durchgehen lassen. „Das Regiment hat unvergleichlich geritten, mein lieber Katzler!“ sagte der König: „Das kann ich eben nicht sagen Ew. Majestät;“ erwiederte der General etwas verdrüßlich; „des Obersten Golz Eskadron ließ sich irre machen.“ „Daran war ich schuld,“ sagte der König freundlich lächelnd; nehme er es nur nicht übel.“ „Ei zum Teufel!“ fiel ihm der General ins Wort, da hätten die Leute so klug seyn müssen, und sich nicht daran kehren. Beim Exerciren und in der Kirche muß nur immer Einer sprechen.“ Darauf befahl ihm der König Kompagnien formiren, absitzen, und die Leute vorrücken zu lassen, weil er sie einzeln besehen wollte. Er sahe das Regiment durch, und um doch etwas tadeln zu können, so versicherte er, die Hüte wären nicht gut gestutzt. Der General lächelte und sagte: „Seyn Sie nur so gnädig, und geben Sie mir einen Probehut: ein Hut ist leichter zuzustutzen, als ein Kopf.“

Ich bin deswegen bei dieser Geschichte etwas weitläuftig gewesen, um Ihnen nochmals zu beweisen, daß der König auch in seinen jüngern Jahren

den Grund der Launen hatte, die er im Alter häufiger zeigte; aber auch schon damals von Männern, die ihm durch wahre Verdienste seine Achtung gleichsam abzwangen, sehr gut Widerspruch vertragen konnte.

Es hat mir oft geschienen, als habe der König sein Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet die Nation, die er beherrschte, gleichsam dazu zu gewöhnen, einen so großen Mann, wie er war, ertragen zu können. Aus diesem Grunde, habe ich immer geglaubt, zeigte er sich ihr beständig von so ganz verschiedenen Seiten; um, wenn ich so sagen darf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gerichtet zu erhalten. Man konnte fast immer darauf rechnen, daß der König über kurz oder lang wieder zurückkam, wenn er entweder einen Mann von Verdiensten eine Zeitlang verkannte, oder einen andern bloß aus Laune erhob.

Die Armee hatte auch gleichsam einen stillschweigenden Vertrag gemacht, nie Jemanden, der ohne sein Verschulden unglücklich wurde, ganz sinken zu lassen. Es hat gewiß kein einziges Regiment in der

ganzen preußiſchen Armee gegeben, welches nicht Jahre lang ein ſolches Opfer der königlichen Laune aus ſeinen Mitteln erhalten hätte. Sobald die Officiere überzeugt waren, daß einem ihrer Kameraden Unrecht geſchah, ſo ſchützten ſie ihn mit wahrem Edelmuth vor Mangel oder was faſt noch ſchlimmer iſt, vor einer Art von Broderwerb, die unter ſeinem Stand und Würde geweſen wäre. Nimmermehr hätten ſie gelitten, daß ein Officier, wie das in manchem andern Staate wohl oft zu geſchehen pflegt, vom Mangel gezwungen, einen Dienſt hätte annehmen müſſen, den vor ihm ein Unterofficier gehabt hätte.

Der würdige und verdienſtvolle Major **Schellenbeck** des ehemaligen Luckiſchen Regiments, iſt einer der neuerlichſten Beweiſe von dieſer großmüthigen und edeln Denkungsart der preußiſchen Officiere. Das Regiment gab ihm, nachdem ihn der König bei der Revüe Anno 1780 auf die ungerechteſte Art weggejagt hatte, einige hundert Thaler Penſion: und dergleichen Fälle, fanden, wie geſagt, faſt bei jedem Regimente Statt.

Das rührendste und größte Beispiel, wie sich die Officiere bei einer Ungnade des Königs zu betragen pflegten, die der, auf welchen sie fiel, nicht verdiente, habe ich in Potsdam im Jahr 1772 erlebt. Der König kam auf den unglücklichen Einfall, den, bei dem Regiment Garde stehenden Major von Boruskowsky, vielleicht bloß deswegen, weil er einen polnischen Namen hatte, die er eben so wenig als die lateinischen leiden konnte, zu einem Garnisonregimente zu versetzen. Die ganze Garnison war, als sie diesen Befehl hörte, wie vom Donner gerührt. Jedermann fragte, was wird der Major thun? In einem andern, schon ganz bis zur Sklaverei abgestumpften Dienste, wäre diese Frage nicht einmal Jemanden eingefallen; man hätte entweder gegen den königlichen Ausspruch zu kabaliren gesucht, oder in Staub gebückt, geschwiegen.

Boruskowsky schrieb an den König: so lange das Regiment Garde stünde, habe man kein Beispiel, daß ein Officier, der nicht Cassation verdient hätte, ohne eine außerordentliche Avantage an ein Garnisonregiment sey abgegeben worden; er selbst sey sich während seines vierzigjährigen Dienstes keiner

ner That bewußt, die eine dergleichen Behandlung verdiene: seine Blessuren, der von der Gnade Seiner Majestät erhaltene Orden pour le merite und das Zeugniß des ganzen Regiments, auf welches er sich beriefe, wären hinlängliche Beweise, daß er jederzeit seine Schuldigkeit, wie ein ehrlicher Mann, gethan habe. Könnten ihm Se. Majestät nicht länger beim Regimente brauchen, so möchten Sie wenigstens die Gnade haben, ihm eine Pension zu geben, damit das Regiment durch ihn nicht die Schande erlebte, daß ein Officier desselben aus Ungnade in ein Garnisonregiment gesetzt würde. Er sey fest entschlossen, nicht dahin zu gehen; und, ohnerachtet er nichts habe, falls Se. Majestät ihm nichts geben wollten, den letzten Rest seines Lebens von Allmosen zu leben.

Dieser Brief wurde wenigstens dreißigmal abgeschrieben, und fast auswendig gelernt, und die ganze Garnison trank des braven Major Borus-kowsky's Gesundheit. Der wackere Oberste von Buttler, damaliger Kommandeur des Regiments, übergab den Brief eigenhändig dem König. Dieser edle Hesse, der die Ungnade des Königs eben

so

so wenig als das Feuer einer feindlichen Batterie scheuete, fragte den Monarchen, der den Brief in seiner Gegenwart las, und, ohne ein Wort zu sagen, mit Verdruß wegwarf: „Was befehlen Ew. Majestät, daß ich dem Major Boruskowsky sagen soll?" „Er soll sich zum Teufel scheren; Dermoh wird Major, und das übrige Avancement geht nach der Tour im Regiment;" war die fürchterliche Antwort des Königes. Kaum war sie in der Garnison bekannt, so lief alles zu dem unglücklich gewordenen Mann. An jedem andern Orte würde man ihn, wie einen mit einer ansteckenden Krankheit Befallenen geflohen haben. Hier nicht: hier beeiferte sich alles dem standhaft und unschuldig Leidenden Hochachtung und Mitleid zu beweisen.

Buttler ließ die Officiere des Regiments zusammenkommen, erzählte ihnen mit, gewiß seiner Asche noch Ehre machenden Thränen, den Vorfall, und alle riefen einstimmig aus: dem Manne müssen wir helfen! Am andern Morgen schon hatte man über zwei hundert Louisd'or zusammen gebracht, wozu des jetzt regierenden Königs Majestät selbst ein beträchtliches beitrug. Diese schickte man ihm mit einem

einem Briefe, in welchen man ihm für seinen bezeigten Muth, daß er die für erniedrigend gehaltene Versorgung nicht angenommen hätte, dankte: und ihn versicherte, daß man nie vergessen werde, daß er der Ehre des Regiments alles aufgeopfert habe. Ueber sein Schicksal solle er ruhig seyn; das, durch seinen Verlust schmerzhaft betrübte Regiment werde es sich zur Pflicht machen, von nun an für ihn zu sorgen. Alles dieses that man nicht etwa ins Geheim: in Gegentheil, man sammelte auf der Parade, an den öffentlichen Spieltischen, und des Abends wurde sogar auf dem Kaffeehause für ihn Bank gemacht.

Wer vermag es genau zu beschreiben, was das für ein Geist war, der die preußische Armee belebte! Sie liebte ihren König fast bis zur Abgötterei. Gewiß noch keines Sterblichen Befehle, der je das Recht und die Macht hatte, welche zu geben, sind pünktlicher befolgt worden, als die seinigen. Jeder Officier, vom General der Infanterie an, bis zum gestern erst gemachten Fähndrich, war eigentlich keinen Augenblick sicher weggejagt oder wenigstens hart gedrückt zu werden; und dem ohnerachtet war viel-

vielleicht in Europa kein freier denkender, sprechender und den Dienst ausgenommen, handelnder Mann, als gerade der preußische Officier. Er wußte nichts von kriechender Schmeichelei. Er brauchte nichts, als seinen Dienst zu thun; das übrige alles überließ er sorglos dem Schicksal; immer mit der ruhigen Ueberzeugung, daß, so lange er die Achtung seiner Kamaraden erhielt, er nie ganz unglücklich werden konnte. In jedem andern Dienste ist man immer recht ängstlich bemüht, Dinge zu erfinden, die dem Fürsten oder Herrn Ehre machen sollen; oder wenigstens seine guten Handlungen förmlich auszuposaunen: in Preußen, war gerade der entgegengesetzte Fall. That der König eine edle Handlung so erzählte man sie ganz trocken, als hätte man nichts anders erwartet. Zeigte er hier und da einen Ausfall von Laune, so belachte man denselben. Beging er eine öffentliche Ungerechtigkeit, so suchte man mit vereinten Kräften dieselbe wieder gut zu machen. Man wußte einmal gewiß, daß wenn der König auch hie und da aus bloßem, man könnte wol sagen, kindischen Eigensinne, Jemanden Unrecht that, er doch über kurz oder lang das Geschehene vielleicht wieder gut zu machen suchte, oder wenigstens

ſtens diejenigen, die es für ihn thaten darum nicht haſſete. Man wußte zu gewiß, daß der König unermüdet bemühet war, ſeine Armee, groß, ſiegreich, ehrwürdig und glücklich zu machen; man hatte geſehen, und ſahe es noch täglich, daß er ihr und ihrem Ruhme, Leben, Geſundheit, Ruhe, Schätze und alles aufopferte. Keine Armee in der Welt war, vom General bis zum Musketier, je reichlicher bezahlt und allgemeiner geehrt, als die ſeinige. Das gehäßige Wort **Reduktion** war, die während des Kriegs zuſammengelaufenen Freicorps ausgenommen, ein der preußiſchen Armee unbekanntes Wort. Niemand durfte es wagen, unter irgend einem Vorwande, der Armee, wie es leider! in den übrigen Dienſten ſo oft geſchieht, etwas abzuzwacken. Unter dieſen Umſtänden war es alſo ganz natürlich, daß der preußiſche Officier ſich für den erſten und glücklichſten in der ganzen Welt halten mußte. Mit allen den Fehlern, die er an ſeinem Könige kannte, ſahe er doch ein, daß dies der erſte Monarch der Welt, und ſein Dienſt der beſte ſey; und er ſchien mit Recht immer das zu fühlen, was der Philoſophe Marié von ſeiner Frau ſagt: et malgré vos défauts, je vous aime á la rage.

So

So angelegen als es sich die Officiere seyn lie-
ßen, einem sein Unglück mit edeln Stolz ertragen-
den Kamaraden dasselbe zu mildern, eben so stren-
ge waren sie gegen diejenigen, die einen Schritt tha-
ten, der ihrem Stande nicht angemessen zu seyn
schien. Wenn zum Beispiel ein Officier eine Stelle
bei der Regie oder der Tobackspachtung annahm,
so konnte er sicher auf allgemeine Verachtung rech-
nen. Ich habe mit meinen Augen gesehen, daß
einem Officier, der den Titel Brigadier-General bei
der Regie führte, und in seiner Art ein sehr vornehm-
mer Mann war, das Portepee auf öffentlicher
Straße von zwei Officieren ausgebunden wurde. Der
Mann klagte beim General, und dieser gab ihm den
trostreichen Bescheid, daß im Fall er es sich würde
einfallen lassen, das Portepee oder irgend ein an-
deres Montirungsstück, noch einmal zu tragen: so
würden es ihm freilich nicht die Officiere ausbinden,
allein er würde es ihm durch den Profos abnehmen
und verbrennen lassen. Der Herr Brigadier-General
versicherte, er habe so und so lange als Officier gedient:
„Schlimm genug," antwortete ihm der General, „da
Sie nun doch das geworden sind, was Sie sind."
Und als jener endlich behauptete, er habe die

kö-

königliche Erlaubniß Officiermontirung zu tragen; lachte der General und erklärte ihm dagegen, daß er daran zweifle; versicherte ihn aber dabei, daß er ihm wohlmeinend riethe, wenn er nicht Luſt hätte ſich ſehr oft mitten auf der Straße auszukleiden, ſich des Uniformtragens zu enthalten; und ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „So etwas kann der König gar nicht erlauben!“

Der Menſch ſchrieb an die Generaldirektion nach Berlin. Mons. de la Haye de Launay ſchrieb ſelbſt an den General und bat die zwei Officiere, die dem Herrn Brigadier-General, der würklich die königliche Erlaubniß habe, Officiermontirung zu tragen, ſo gröblich beleidigt hätten, zu beſtrafen, und drohete im Weigerungsfall beim Könige darüber zu klagen.

Der General meldete, um die Sache kurz auszumachen, den ganzen Vorfall den König und erhielt darauf folgende Antwort:

„Ich habe aus euerm Schreiben von dem und dem erſehen, daß die beiden Officiere eures unterhabenden Regiments dem Brigadier-Ge-

neral N. N. das Portepee abgenommen haben. Es iſt dieſes recht gut; die Officiere haben ganz recht, die Ehrenzeichen, die ich und meine Officiers tragen, ſoll durchaus niemand anders tragen; ich werde heute an die Generaldirektion darüber die gemeſſenſte Befehle geben, ich verbleibe ꝛc.

Ehe ich dieſen etwas lang gerathenen Brief ſchließe, muß ich noch einmal zu den bei Pirna gefangenen Sachſen zurückkehren.

Der König war, wie ſich das leicht denken läßt, an dem Tage der Uebergabe von außerordentlich guter Laune. Er ließ ſich die ſächſiſchen Generals durch den General Winterfeld präſentiren. Einer der erſten, den die Reihe traf, war der Prinz Eugen von Deſſau; der jüngſte Bruder, des unter dem Namen des Alten Deſſauers allgemein bekannten, aber wegen ſeiner außerordentlichen militäriſchen Verdienſte lange nicht genug berühmten Fürſten Leopolds. Prinz Eugen hatte, wie bekannt, vorher in der preußiſchen Armee gedient, und war alſo, wie ihm das überhaupt leicht widerfuhr, jetzt etwas verlegen, ſich mit den Waffen in der Hand, und noch dazu als Kriegsgefangner vor dem

dem König zu befinden. Der König merkte seine ihm Angstschweis auspressende Verlegenheit, und redete ihm ganz freundlich an: „Ha ha! Mein Prinz, wir sind ja alte Bekannte; wie geht es Ihnen? Was sind Sie denn?“ Der Prinz war froh so weit gekommen zu seyn, und sagte mit einer bescheidenen Miene und tiefer Verbeugung: „Ich bin General der Kavallerie.“ Der König machte ein eben so tiefes Kompliment und sagte: „Dazu gratulire ich Ihnen von Herzen, wir aber auch, daß Sie es nicht bei mir sind.“

Der damalige königlich polnische und churfürstlich Sächsische Feldmarschall war der Fürst Rutowski, auf diesen folgte gleich der General und Chef eines Infanterieregiments, der Fürst Lubomirski. Der König fing über laut an zu lachen, und sagte zu dem neben ihm stehenden Markgraf Carl: „Aber sehen Sie einmal, was das alles für Kiß sind. Nun wunderts mich gar nicht, daß die guten Sachsen bei Kesselsdorf mit aller ihrer Bravour, so schlecht wegkamen: die Hunde sind sehr gut, aber die Jäger, die Jäger!“

Dritter Brief.

Von dem General Winterfeld, nach welchem Sie, mein theuerster Freund mich besonders fragen, kann ich Ihnen nichts bestimmtes berichten; ich selbst habe ihn persönlich nur wenig gekannt, und es giebt nicht leicht einen Mann von großem Ruf, so wie dieser es ist, über den die Meinungen so getheilt und einander so gerade zu widersprechend wären, als über diesen. Einige Leute, die unter ihm gedient, und ihn sehr genau gekannt haben, halten ihn für einen der gefährlichsten und unwürdigsten Günstlinge, die der König je gehabt habe, und beschuldigen ihn mit vieler Wahrscheinlichkeit, den Monarchen zu mehrern Ungerechtigkeiten verleitet zu haben; wozu man vorzüglich die ungewöhnliche Härte rechnet, mit welcher er seinen königlichen Bruder, den Prinzen von Preußen, behandelte. Sehr viele bei jenem unglücklichen Rückzuge nach Zittau gegenwärtig gewesene einsichtsvolle Officiere haben mich versichert, daß er an dem Verlust des Transports selbst viel Schuld gehabt habe, die er durch falsche Rapports nachher allein auf den Prinzen warf.

Wenigſtens verſicherte der Prinz in denen letzten Augenblicken ſeines Lebens noch, daß es Winterfeld ſey, der ihn ums Leben brächte; und ſagte, als er die Nachricht von des Generals Tode hörte: „Nun ſterbe ich viel beruhigter, weil ich weiß, daß ein ſo böſer und gefährlicher Mann weniger in der Armee iſt.“

Andere hingegen behaupten, er ſey ein einſichtsvoller, guter und vielleicht einer der vollkommenſten Generale geweſen, welche die preußiſche Armee je gehabt habe. So viel war allgemeine, und ich könnte ſagen Volksſtimme in der Armee, daß er ein äußerſt roher und unhöflicher Mann geweſen iſt, unter welchen zu dienen man für eine Art von Pein gehalten hat. Daß er in der Suite des Königs und lange Zeit ſein Liebling geweſen iſt, beweiſt nichts für ſeine Verdienſte. Denn war das doch Kruſemark auch lange Zeit, der ſchon damals, als er noch Generaladjutant des Königs war, ſich faſt alle Tage ſo betrank, daß er das Geſpött der Ordonanzfähndriche wurde. Bei ganz nüchternem Muthe waren ſeine Geiſteskräfte nur immer ſehr mäßig, und ſeine Aufführung immer niedrig. Dieſem ohnerachtet, überhäufte ihn der König bis an ſeinen noch

gerade, um einer Untersuchung zu entgehen, zur rechten Zeit erfolgten Tod, mit Gnaden- und Achtungsbezeugungen.

Es gehörte mit unter die unbegreiflichen Eigenschaften des Königs, mit welchen, wenn ich so sagen darf, das außerordentlich schöne Bild eines vollkommenen Monarchen so künstlich schattirt war, daß er zuweilen Leuten sein Zutrauen und seine Gnade schenkte, die es in keinem Betracht verdienten. Die allergeringfügigste Veranlassung war sehr oft hinreichend, einen unauslöschlichen vortheilhaften oder ungünstigen Eindruck auf den König zu machen. Es war zuweilen genug um seine Gnade zu erlangen, wenn man das Glück haben konnte, ihm zu einer Zeit, wo er gerade in einiger Verlegenheit war, eine angenehme Nachricht zu bringen. Hingegen konnte derjenige, der ihm die Nachricht eines erlittenen Verlusts vortragen mußte, gewiß darauf rechnen, daß sein Anblick dem Könige lange Zeit eine unangenehme Empfindung verursachte. In diesem Falle befand sich, vorzüglich lange, während des siebenjährigen Krieges, der sich nun in rußischen Diensten befindende Graf Anhalt. Dieser hatte dem Könige ein-

einmal kurz nach einander zwei höchst unangenehme Nachrichten verkündigen müssen, wovon, wenn ich nicht irre, der Verlust von Schweidnitz die letzte war. Monathe lang sagte darauf der König, so oft er ihn sahe, daß ihm Anhalt etwas zu melden hatte, immer noch ehe dieser zu sprechen anfing: „Der Teufel hat gewiß wieder eine Festung geholt!“ Wenn denn nun Anhalt seinen Vortrag geendigt hatte, so rief der König immer ganz freudig aus: „Gott lob und Dank! es wird mir immer angst, wenn ich ihn kommen sehe.“ Es kann sehr leicht seyn, daß die Feinde des verdienstvollen Grafen Anhalts diese sonderbare Stimmung des Königes in der Folge zu ihrem Vortheil genutzt haben. Wie unauslöschlich sich dergleichen in der Vorstellungkraft des Königes festsetzte, davon will ich nur ein Beispiel anführen. Es stand bei dem jetzigen Regiment von Kalkstein ein gewisser Oberster von Marschall; diesen hatte der König als er in dem zweiten schlesischen Kriege einmal das Lager beritt, in eine sogenannte Geschwindgrube fallen sehen, und darüber herzlich gelacht. So oft er nachher diesen Mann wiedersahe, lachte er jederzeit, und sagte immer: Der Marschall ist ein rechter braver Mann, aber

ich muß immer lachen so oft ich ihn sehe; mir dünkt ich sähe ihn noch immer da in dem Loche liegen. Dies war schon genug, daß er zu diesem Mann nie ein rechtes Zutrauen bekommen konnte. Wer bei ihm etwas zu suchen hatte, der mußte ja alles, nur einigermaßen Lächerliche oder ihm wenigstens Auffallende sorgfältig vermeiden. Es wurde ihm einmal ein aus östereichischen Diensten kommender Husarenofficier, der seine Dienste suchte, vorgestellt. Dieser Mann war einer der schönsten Husarenofficiere, die ich mich erinnere je gesehen zu haben; er war ein geborner Liefländer, eine Völkerschaft, die der König eben so hoch schätzte, als er hingegen die Kurländer herabsetzte. Er hatte das Glück die Protektion des damals so viel vermögenden General Anhalts zu erlangen. Sein Anzug war in dem Augenblick, da er den König vorgestellt wurde, völlig militärisch gut, und bekanntermaßen ist der Anzug der kaiserlichen Husaren gewiß der vollkommenste in seiner Art. Er hatte durchaus nicht das allergeringste Auszeichnende an sich, außer, daß er, nach ungarischer Sitte den Bart an den beiden Enden etwas lang, und ganz spitz zusammengedreht trug. Sobald ihn der König ansahe, fing er an

zu

zu lachen, und that ihm nur zwei Fragen, die der Officier so wie es der König liebte, promt und mit gutem Anstande beantwortete. Der König erklärte sich nicht über seinen Anzug, und als ihn der General Anhalt des andern Tags fragte, ob er den Officier in seine Dienste nehmen wollte; so sagte er ganz kurz: „Ich kann ihn nicht brauchen.“ „Aber warum nicht, Ew. Majestät;“ erwiederte Anhalt, „Sie haben ja immer gewünscht einige Offitiere von den kaiserlichen Husaren in Ihren Dienst zu bekommen. Dies ist gerade ein Mensch, der alle dazu erforderliche Eigenschaften besitzt. Er spricht vollkommen gut Deutsch, hat ein gutes Exterieur, ist von einer bekannten guten Familie und mir von Leuten empfohlen worden, auf die ich mich gewiß verlassen kann.“ „Aber“ fiel ihm der König lachend ins Wort: „mein Gott der Mensch hat ja einen Katzenbart!“ Anhalt antwortete: „Den wird er abschneiden und ihn künftig so tragen, wie Ihre andere Husarenofficiere.“ „lieber Anhalt ich kann ihn ohnmöglich nehmen; ich kann den Bart nicht vergessen; sage er dem Menschen nur, er soll an mich schreiben, ich will ihm recht gut antworten: und wenn er es vielleicht braucht, lieber etwas zu seinem weitern Fortkommen geben.“

Der Officier schrieb auf Anhalts Rath an den König und erhielt wie gewöhnlich des andern Tages folgende Antwort:

„Vester, lieber, Besonderer, Ich habe aus Euerem gestrigen Briefe ersehen, daß Ihr wünschet in meine Dienste zu treten. Ich danke Euch für dieses eur Anerbieten: da aber jetzt bei meiner ganzen Kavallerie kein Officierplatz vakant ist, so kann ich Euch dermalen nicht placiren. Wenn ich Euch oder Jemanden Euer Familie, die mir recht gut bekannt ist, sonst womit dienen kann, so werde ich es mit Vergnügen thun, um Euch zu zeigen wie sehr ich bin Euer gnädiger F.

Sobald der König Anhalten wieder sahe, fragte er ihn gleich: „Nun habe ich ihm nicht recht gut von dem Menschen geholfen? Ein andermal will ich gern Jemanden, den er mir empfiehlt, gut placiren, aber bring er mir nur keinen wieder mit einem Katzenbart."

Vierter Brief.

Noch ein Zug, durch welchen ſich die preußiſche Armee vorzüglich auszeichnete, beſtand darin: daß es bei weitem nicht hinreichend war, um ihre Achtung oder auch nur den Anſchein derſelbigen zu erlangen, daß Jemand Adjutant oder gar ein Favorit des Königs wurde. Die Armee wußte ſehr richtig wahres Verdienſt vom falſchen Anſchein zu unterſcheiden. Ich will hiervon nur ein merkwürdiges Beiſpiel anführen.

Der König nahm einen gewiſſen Herrn von Poſer in ſeine Suite; machte ihn zum Flügeladjutanten, und er ſchien würklich einige Zeitlang ſehr viel bei ihm zu gelten. Er war ohnſtreitig ein geſchickter und ſehr brauchbarer Officier, aber dem ohngeachtet vergab es ihm die Armee nie, daß er dadurch dem Könige war bekannt worden, und zu ſeinem Poſten gelangt war: daß er den unglücklichen Pietro auf eine liſtige und eigentlich nur einem Polizeiaufpaſſer geziemende Art, im Weimariſchen arretirt hatte. In ganz Potzdam ſprach beinahe kein Menſch mit

ihm,

ihm, und er mußte einsehen lernen, daß allgemeine Verachtung sein Lohn für den niedrigen Dienst blieb, den er den König zu leisten sich erniedriget hatte.

Fast eben so begegnete man dem als General und Kommandeur des ersten Bataillons verstorbenen Herrn von Scheel. Ich wollte wol wetten, daß Jahre hingegangen sind, worin, Dienstgeschäfte ausgenommen, kein Officier der Potsdammer Garnison ein Wort mit diesem unglücklichen und teufelartigen Manne sprach. Ich bin gegenwärtig gewesen, als ihm der vortrefliche und gewiß allen seinen Freunden unvergeßliche Major von Bochm, der damals Lieutenant beim ersten Bataillon war, ins Gesicht sagte: „Mein lieber Major, mit solchen Grundsätzen, als wie Sie haben, muß man über kurz oder lang auf dem Schaffot sterben.“

Aller dieser edlen Freimüthigkeit ohnerachtet, wurden doch die Befehle dieser allgemein gehaßten und nicht geachteten Vorgesetzten auf das pünktlichste befolgt. Gewiß in keinem Dienste der Welt wußte man so gut den Dienst und das gesellschaftliche Leben von einander zu unterscheiden. Sobald der

Dienst

Dienſt vorbei war, war der Fähndrich gerade ſo frei, wie der Generallieutenant; man wußte nichts von jenem lächerlichen und den Geiſt der Sklaverei ewig erhaltenden Ceremoniel, das noch in der öſterreichiſchen Armee herrſcht, vermöge deſſen der Unterlieutenant ſich nicht ſetzen darf, ſo lange der Oberlieutenant noch ſteht. Es wurde ferner nirgends der Officier weniger mit Ordres gequält, als im Preußiſchen. Er brauchte ſeinen Kopf weder alle vier Wochen zu ſcheeren, noch ſich in die Beinkleider einnähen zu laſſen. Im Lager muthete man ihm nicht zu, daß er alle Morgen den Tambours zuſehen ſollte, wie ſie Reveille ſchlagen. Von hundert dergleichen, den Dienſt faßt unerträglich machenden Dingen, wußte der preußiſche Officier ſo wenig, als von den unaufhörlichen und koſtſpieligen Veränderungen der Uniformſtücke, worüber ſich in manchen andern Dienſten die Officiere ruiniren. Der König erlaubte ſeinen Officieren, daß ſie eben ſo gut wie andere ehrliche Leute frieren, und ſich vor dem Froſt ſchützen durfte. Alten und ſchwächlich werdenden Staabsofficieren und Generalen geſtattete er alle nur mögliche Bequemlichkeiten. So habe ich z. B. den Generallieutenant von Saldern mehr als einmal in

ſchwar-

ſchwarzen Beinkleidern bei den Herbſtmanövers in Potsdam geſehen. Unter ſeinen Augen trugen daſelbſt die Officiere mit Velbel gefütterte und übereinandergeknöpfte Röcke.

Nur ein Muff war in den Augen des Königs ein Greuel. Es begegnete ihm einsmahls, während ſeines Winteraufenthalts in Berlin, mit einem dergleichen Kleidungsſtücke ein lächerlicher Auftritt. Der König kam kurz vor Tafel in das Vorzimmer, worin niemand war, als der wachthabende Garde du Corps Officier. Er ging einigemal in dem Zimmer auf und nieder. Auf einmal wurde er einen auf dem Tiſch liegenden ſchönen großen Muff gewahr. Der König nahm den Muff, beſahe ihn von allen Seiten, ſahe den Garde du Corps Officier ſcharf in die Augen, und ſagte lächelnd: Der Teufel, das iſt ein ſchöner Muff! Der Officier kannte den König viel zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was der König damit ſagen wollte, und that daher gar nicht als ſähe er, was der König mache. Dieſer wollte ihn nun auf eine noch härtere Probe ſetzen, ergriff den Muff, und warf ihn in das Kamin, vor welchem der Officier ſtand. Sobald der

Muff

Muff zu brennen anfing, fragte er den Officier, da er ſchlechterdings kein Zeichen von Schrecken oder Betrübniß in deſſen Geſicht bemerken konnte: „Herr, wem gehört der Muff?“ Ganz gelaſſen antwortete dieſer: „Dem Kammerdiener des ruſſiſchen Geſandten; der legte ihn, als er vor einer halben Stunde ohngefähr hierdurch und in die Garderobe Ew. Majeſtät ging, hier auf den Tiſch.“ „Aber zum Teufel, Herr, warum hat er das nicht eher geſagt, nun werde ich dem Schlingel den Quark theuer genug bezahlen müſſen. Wenn er wieder herauskommt, ſo ſage er ihm nur, er ſoll Zeuſingen, (das war der damalige, geheime Kämmerier) ſagen, was er koſte.“ Der König lachte, und ging, nachdem er verſichert hatte, daß es ganz unausſtehlich ſtänke, wieder in ſein Zimmer.

Da ich eben hier von der Garde du Corps ſpreche, ſo will ich Ihnen gleich bei dieſer Gelegenheit die näheren Umſtände, die Sie von ſelbiger zu erfahren wünſchen, erzählen. Es war dieſes kein ſo ſonderbar ausgezeichnetes Corps als das erſte Bataillon der Garde zu Fuß. Einige glänzendere Montirungs- und Armaturſtücke abgerechnet, war es nichts

nichts mehr als ein jedes anderes Kürassierregiment. Die Reuter bekamen mehr Traktement, als die, der andern Feldregimenter; und genossen, wenn sie invalid wurden, die nämlichen Vorzüge, wie die vier übrigen Gardebataillons, wovon ich Ihnen bereits in meinen vorigen Briefen ausführlichere Nachricht gegeben habe. Kompletirt wurden sie auch wie die andere Garden aus den sogenannten Unrangirten. Weder Leute noch Pferde, waren ausgesucht schön, weil der König sich nicht daran band, nur von den Kavallerieregimentern abgegebene Leute dazu zu nehmen. Von Einländern nahm er nicht leicht einen andern, als Schlesier oder Pommern; einen gebornen Berliner gewiß auf keinen Fall. Von Ausländern selten einen andern als Sachsen oder Mecklenburger. Noch länger als zehn Jahr nach dem Hubertsburger Frieden bestand gewiß wenigstens noch ein Fünftel des Regiments aus gefangenen Sachsen, und ob sie gleich anfingen alt und unansehnlich zu werden, so erließ der König höchst ungern einen dieser Leute, wozu folgende Begebenheit, die Ihnen abermals zeigen wird, wie sehr der König die Kunst Herzen zu gewinnen verstand; die Veranlassung gab.

Als der König im Jahr 1762 nach Leipzig in die Winterquartiere marſchirte, hatte die Garde du Corps ungewöhnlich viel Deſertion. Die Sachſen, die den ganzen Krieg mitgemacht hatten, ritten jetzt zu zehnen und zwölfen weg. An einem Morgen begegnete der König dem Regimente. Er ritt lange ſtillſchweigend neben ſelbigem her, auf einmal rief er einem dicht neben ihm reitenden Garde du Corps zu: „Was biſt du für ein Landsmann?“ „Ein Sachſe Ew. Majeſtät.“ — „Nun, wirſt du nicht auch bald zum Teufel reiten?“ fragte der König weiter. Ganz trocken antwortete ihm der Reuter: „Ja, das könnte wol bald geſchehen.“ Mit einer Art von freundſchaftlicher Theilnahme verſetzte der König: „Aber warum denn? Haſt du denn etwas zu klagen? Bekommſt du zu viel Fuchtel?“ Der Reuter lächelte und antwortete: „In den ſechs Jahren, die ich Ihnen diene, habe ich noch keinen Hieb bekommen; darum können Sie das ganze Regiment fragen; aber deswegen ſind viele meiner Kamaraden deſertirt und werde ich es vermuthlich auch noch thun, weil uns einer Ihrer Bedienten geſagt hat, wenn wir nach Potsdam kämen, und das wird ja doch bald geſchehen, dann würden Sie uns alle ab-

geben, und lauter Landskinder zur Garde du Corps nehmen; und das sage ich Ihnen, Ihro Majestät, ehe ich mir den Schimpf anthun lasse, lasse ich mich lieber aufhängen." „Du bist ein ehrlicher Kerl," antwortete ihm der König und reichte ihm die Hand: „ich gebe dir hier mein Ehrenwort; von allen den Sachsen, die mit mir nach Berlin marschiren, soll keiner von der Garde du Corps abgegeben werden, und wenn er nur zwei Zoll groß wäre." Der treuherzige Sachse sahe den König starr in die Augen, und sagte sehr ernsthaft: „Fritz, ist das dein Ernst?" Der König lachte und sagte: „Ich gebe dir ja meine Hand darauf." „Nun gut," antwortete der Reuter, zog wohlbedächtig den Handschuh aus, „da hast du auch meine Hand, und wenn es noch zehn Jahr Krieg bliebe, es soll kein Sachse mehr desertiren, so wahr ich Schuster heiße." Der König befahl dem Pagen ihm einen Friedrichsd'or zu geben, und der Erfolg hat bewiesen, daß diesmal Schuster und der König ihr Wort hielten. Es desertirte kein einziger Sachse mehr, und ich hätte auch niemanden rathen wollen, der je dem Könige ein Wort von Abgeben eines Sachsen gesagt hätte.

Was

Was das Regiment unter der Anführung des großen Wacknitz, dessen Name in der Geschichte der preußischen Armee unvergeßlich bleiben wird; für Heldenthaten gethan hat, ist zu allgemein bekannt, als daß ich es hier noch einmal zu erwähnen brauche. Der König liebte damals das Regiment mit einer Art von Zärtlichkeit: Mehr wie einmal sagte er während des Kriegs, wenn er dem Regimente von ohngefähr begegnete: „Nun ist mir ordentlich wohl, daß ich das Regiment wieder sehe.“ Und oft ritt er halbe Stunden Weges um, um nur dem Regimente einen guten Morgen bieten, oder eine Weile mit einem Reuter plaudern zu können.

Wenig Tage nach der Schlacht von Zorndorf, wo einige Infanterieregimenter eben nicht besonders brav gethan hatten, traf es sich, daß eins dieser Regimenter mit der Garde du Corps zugleich durch ein Dorf marschirte. Der Marsch der Colonne fing bei dem Ausgang aus dem Dorfe an zu stocken. Es war eine fast unerträgliche Hitze; die Leute dieser beiden Regimenter drängten sich also in die Häuser und tranken. Indem kam der König geritten, und hielt vor einem Hause, in welchem ver-

ſchiedene Garde du Corps waren. „Aber was Teufel Garde du Corps, was macht ihr hier?“ fragte der König. Die Leute glaubten der König würde darüber ſchelten, daß ſie abgeſtiegen, und in das Haus gegangen wären: erwählten alſo gleich in der Geſchwindigkeit einen Sprecher, der ſich durch alles durch und zu dem König herandrängte, und ſagte; „O Ihro Majeſtät! ſeyn Sie doch nicht ungnädig, wir konnten es vor Durſt nicht länger aushalten.“ „Ach Kinder!“ antwortete der König, „trinkt in Gottes Namen, aber es wundert mich, daß ihr, die ihr ſo brave Kerls ſeyd, mit den Grobzeugern (dies war eins der gangbarſten Schimpfworte des Königs) trinkt. Gleich jagt ſie alle heraus; wo ihr ſeyd, müſſen ſolche ſchlechte Kerls nicht hinkommen;“ und ſo ritt er nicht eher von der Stelle, bis kein einziger Infanteriſt mehr in dem Hauſe zu ſehen war.

Dieſes vortrefliche von ihm ſelbſt mit Recht ſo diſtinguirte Corps, überließ er lange Jahre dem Kommando eines in manchem Betracht einzigen Mannes. Dieſer Mann, ein Herr von Schätzel, war über alle Begriffe, und man könnte vielleicht ſagen, uns

unvernünftig brav, dabei aber bis zum Unglaublichen niedrig geizig. Alle nur erdenkliche Art von Schacher und das Leihen auf Pfänder trieb er so weit, daß die Juden in Potsdam mehr als einmal beim König sich über ihn beschwerten, und baten, man möchte ihm doch untersagen, ihnen nicht durch seinen Handel ihre Nahrung zu benehmen.

Ich will nur eine seiner Finanzoperationen hier anführen. Der König kam mit einemmale auf den Gedanken die vierten Züge der drei Eskadrons der Garde du Corps mit leichten Pferden von allerhand Farbe beritten zu machen, die zum Blänkern oder zur Begleitung des Königs, wenn er etwa auf dem Marsche gleich selbst nach dem Feind zu recognoscirен wollte, gebraucht werden sollten. Er that auf das Stück etliche zwanzig Dukaten gut, und Schätzel kaufte dagegen ausgemusterte Husarenpferde, oder steifgerittene Lehnklöpper zu fünf und sechs Dukaten. Alles dieses wußte der König recht gut. Die Leibeskadron stach gegen die zwei andern so augenscheinlich ab, daß man nimmermehr hätte glauben sollen, daß es ein Regiment sey. Und da höre ich Sie fragen: behielt ihn der König? Allerdings; wegja-

gen konnte er ihn nicht, sonst hätte Seidlitz recht behalten, der dies vorher verkündigte, sobald er hörte, daß ihn der König zum Kommandeur gemacht hätte, und wegbeissen (das gewöhnliche Mittel des Königs, um die Leute los zu werden,) ließ sich Schätzel nicht. Wenn ihm der König vor der Fronte sagte: „Herr schere er sich zum Teufel hinter das Regiment! so ritt er so gelassen weg, als wäre es ein Spazierritt gewesen. Einsmals schickte ihn der König vom Exercierplatz in Arrest. Den andern Morgen sollte das Regiment wieder exerciren, und da der König nicht befohlen hatte, wie lange er in Arrest bleiben, und ob er während seines Arrests mitexerciren sollte, so schickte er den damaligen Adjutanten den Lieutenant von Sehrr zum König mit dem Auftrage, selbigen zu fragen, ob er mit Exerciren sollte oder nicht? Der König war eben im Begriff sich aufs Pferd zu setzen, und antwortete höchst verdrießlich: „Ach er soll es ins Teufels Namen halten, wie er will.“ Sehrr brachte dem Obersten diese gewiß nicht schmeichelhafte Antwort wieder zurück, und der Oberste antwortete ohne einen Gesichtszug zu verändern: „Je nun dann will ich zu Hause bleiben,“ und zog sich ganz langsam wie-

wieder aus. Er wäre die ganze Exercirzeit ruhig sitzen geblieben, wenn ihm der König nicht endlich von selbsten den Pallasch wieder geschickt hätte.

Ein andermal, als der König wieder äußerst unzufrieden mit dem Regiment beim Exerciren war, sagte er zu Schätzeln: „Daß er dumm ist, habe ich immer gewußt, daß aber ein Mensch so dumm seyn kann, als wie ich sehe, daß er es ist, habe ich bis jetzt für unmöglich gehalten; scheere er sich hinter das Regiment! Meingden komm er her und kommandiere er.“ Die über diese unschicklichen Ausdrücke empfindlich beleidigten Officiere verloren, so wie die Leute selbst endlich die Kontenanz. Der König selbst, der ohnehin in der kleinen Taktik der Kavallerie nicht sehr geübt war, und noch dazu, da er in diesem Augenblick vor Aerger zitterte, sich äußerst dunkel und unrichtig ausdrückte, machte, daß das Manöver, was sie nun machen mußten, ganz mißrieth. Es entstand eine so allgemeine Verwirrung, daß der König in einer Art von Wuth auf das Regiment zujagte, und ihm zurief: „Scheert euch zum Teufel, und macht nur, daß ihr mir aus den Augen kommt.“ Man kann sich vorstellen,

mit welchen Gesinnungen ein Corps Officiere, das aus lauter edeldenkenden und ihren eigenen Werth fühlenden Leuten bestand, da vom Exercierplatz marschirte. Sobald sie wieder eingerückt waren gingen sie en Corps zum Obersten, und stellten ihm sehr nachdrücklich vor, daß sie es müde wären, so behandelt zu werden. Mit der größten Ruhe antwortete der Oberste: „Ja, meine Herrn, da hilft nichts, als Geduld; es thut mir nur leid, daß sich der König ärgert; ich weiß wohl, was er haben will, ich soll meinen Abschied fodern; aber ich will ihm den Teufel thun.“ Viele der Officiere schrieben an den König, und klagten über die ihnen so ungewöhnliche Behandlung. Der König antwortete Jedem auf das allergnädigste wieder, und versicherte, daß er wohl wüßte, daß Sie brave und tüchtige Officiere wären; Sie müßten aber doch selbst eingestehen, daß das Regiment jetzt in einer schlechten Verfassung wäre; es möchte ein Jeder von Ihnen nur allen seinen Fleiß anwenden, das Regiment wieder in die Umstände zu setzen, in welchen es in der Campagne gewesen wäre; dann würde er sich bemühen, einem Jeden seine besondere Gnade und Zufriedenheit zu bezeigen. Viele Officiere foderten

den

den Abſchied, aber kein Einziger bekam ihn, ſondern der König verwies ſie zur Geduld, mit den ganz ſonderbaren Worten: „Die Umſtände würden ſchon wieder beſſer werden.“ Ein Herr von Rochow, der Gelegenheit fand, durch eine vortheilhafte Heirath ſein Glück zu machen, foderte verſchiedentlich den Abſchied. Der König ſchlug ihm ſelbigen immer auf eine ſehr gnädige Art ab, indem er ihn bald verſicherte, er könne einen ſo ſchönen und tüchtigen Officier unmöglich verlieren. Bald verſprach er ihm ganz vorzüglich für ſein künftiges Glück zu ſorgen. Als ſich Rochow durch alles dieſes nicht abhalten ließ, nochmal um den Abſchied zu ſchreiben, ſo ſchickte er ihn in Arreſt, und ließ ihm nach Verlauf einiger Tage ſagen, wenn er ſich noch einmal um den Abſchied meldete, ſo würde man ihn ein halb Jahr nach Spandau ſchicken und alsdann zu einem Garniſonregiment ſetzen. Rochow mußte natürlicherweiſe bei dieſer ſehr deutlichen Erklärung ſich beruhigen. Nach etwas länger als einem halben Jahre bekam Rochow einen geſchwollenen Backen. Der Oberſte meldete dem König den Lieutenant von Rochow als krank. Sehr verdrüßlich frug der König was fehlt ihm? Der Oberſte

antwortete der ſtrengſten Wahrheit gemäß: „Er hat einen dicken Bauch.“ Den Teufel auch,“ antwortete der König; „ich weiß beſſer was ihm fehlt; den Abſchied will er haben; gehe er gleich hin und ſage er ihm, er ſolle ſich zum Teufel ſcheren.“ Dies war die gewöhnliche Formul, mit welcher er Officiers entließ, die er eigentlich ungern verlor.

Nachdem nun der König ſich und das Regiment bis in das Jahr 1774 auf dieſe Art mit Schätzeln gequält hatte, ließ er dieſen ganz unvermuthet zu ſich rufen, und redete ihn außerordentlich freundlich ſo an: „Mein lieber Schätzel er kommt doch nun auch in die Jahre, wo man ſich anfängt nach Ruhe zu ſehnen; ich dächte der Körper müßte ihm beſonders anfangen läſtig zu werden. Wie wäre es, wenn er nach Hauſe ginge; er wird mir doch wol zutrauen, daß ich einen ſo braven Officier als er iſt, nicht verſtoßen werde. Sieht er, ich mache ihn hiermit zum Generalmajor und will ihm jährlich zwei tauſend Thaler Penſion geben, und ertheile ihm als ein ganz vorzügliches Zeichen meiner Gnade, die Erlaubniß Zeitlebens die Uniform der Garde du Corps tragen zu dürfen. Das iſt doch wahrhaftig viel.“

Schä-

Schätzel nahm, wie es leicht zu begreifen iſt, dies mit beiden Händen an, und überließ das über ſeinen Abgang erfreute Regiment dem Commando des würdigen und braven Mengden.

Von dem Augenblick an genoß das Regiment und das vortrefliche Corps Officiers, was an wahrer Würde in aller Herren Dienſte gewiß ſeines gleichen ſucht, wieder die völlige Gnade und Zufriedenheit des Monarchen; und kam ſehr bald wieder auf den Grad der Vollkommenheit, auf welchem es vorher geſtanden hatte, und jetzt noch ſteht.

Es ſchien in dem Karakter des Königs zu liegen, daß, ſo wie er beſtändig Jemanden um ſich hatte, an welchen er ſeinen zuweilen bis ins ungezogene ausartenden Witz üben konnte, wie dieſes zum Beiſpiel in ältern Zeiten Pöllnitz, und nachher der Oberſtallmeiſter, Graf Schwerin waren, es auch ſelbſt zuweilen der vortrefliche Quintus ſeyn mußte; er auch eben ſo immer in der Armee eins oder mehrere Regimenter haben mußte, an denen er ſeine böſe Laune, und das nun ziemlich geläufige Schimpfen und Schelten üben konnte. Einige Jahre

lang

lang war dies, so wie ich eben gesagt habe, die Garde du Corps; alsdann wurden es einige ostpreußische Infanterieregimenter; nachher die schlesischen, und vorzüglich das Regiment von Dalwigk.

Hätte dieses nicht, die zuweilen nicht wieder zu ersetzende nachtheilige Folge gehabt, daß die Offiziers zu sehr im Avancement dabei litten, so wäre es ohne alle Bedeutung gewesen. Denn auch mit dieser Laune war die Armee bekannt. Ein solches vom Könige übelbehandeltes Regiment, verlor dadurch nichts an der allgemeinen Achtung. Man lachte, und tröstete sich damit, daß nun vielleicht bald ein anderes an die Reihe kommen würde.

Fünfter Brief.

Der General der Kavallerie von Dalwig iſt in dem neuern Theile der Geſchichte des Königs ein zu merkwürdiger Mann, als daß ich Sie nicht näher mit demſelben bekannt machen ſollte. Es iſt, man könnte faſt ſagen, weltkündig, wie ſonderbar ſich der König gegen dieſen, gewiß, unter ſeine größten und beſten gehörenden General, betragen hat. Bald war er ſein Liebling; zuweilen ſein Geſellſchafter; ſehr oft ſein Rathgeber: bald ſchickte er ihn in Arreſt; nahm ihm die Inſpektion der ſchleſiſchen Kavallerie, und einige Jahre darauf gab er ihm auf eine rührende Art den ſchwarzen Adlerorden.

So oft er ſein Regiment ſahe, verſicherte er; er erinnere ſich noch immer mit Freude und Dankbarkeit deſſen, was das Regiment bei Torgau gethan hätte; und dieſem ohnerachtet behandelte er es auf die grauſamſte Art. Er ſchickte ihm z. B. als ſie noch zwei Oberſten hatten, einen Major zum Kommandeur. In zwölf oder dreizehn Jahren,

war das Regiment nicht vor Einschub sicher, wenn auch nur ein Cornet abging.

Ich habe mir dieses unbegreiflich scheinende Betragen des Königes immer so erklärt. Theils war der General selbst daran Schuld; theils kam es von den vielen Feinden, die er in der Armee hatte; deren mächtigster lange Zeit der Husarengeneral von Lossow war. Wenn ich sage, der General sey selbst Schuld gewesen, so meine ich keinesweges, er hätte jemals dem Könige im Dienst auch nur die entfernteste Ursache gegeben unzufrieden mit ihm zu seyn. Ich kenne den General Dalwig zu genau, und habe zu oft bei sehr kritischen Gelegenheiten unter seinen Befehlen gestanden, als daß ich diesen Gedanken haben; oder auch nur zugeben könnte, daß ihn ja ein Anderer äußerte, ohne ihn gründlich und mit solchen Beispielen zu widerlegen, die sogleich das Gegentheil beweisen würden.

Der General Dalwig hatte aber einen andern Fehler, zu welchem der Grund in seinem Karakter lag; und damit reizte er den Unwillen des Königs bei jeder Gelegenheit, wiewol immer außer dem

Dienſt. Dieſer ganz vortrefliche, und gewiß die Achtung aller derer, die ihn genau kennen, verdienende Mann, gehört unter die Klaſſe von Männern, die die liebenswürdigſten, freundſchaftlichſten, gefälligſten und herablaſſendſten Menſchen ſind, ſo lange ſie mit Leuten zu thun haben, die weniger ſind als ſie; die aber mürriſch, eigenſinnig und oft unausſtehlich werden können, ſobald nur ein einziger Menſch in der Geſellſchaft iſt, deſſen Patent auch nur einen Tag älter iſt, als das ihrige. Der Gedanke, noch Jemanden über ſich zu ſehen, iſt ſolchen Menſchen unerträglich und gleichſam zu ihrem Troſt wollen ſie dem Vornehmern nun durchaus zeigen, daß ſie ihn doch weit überſehen, und beweiſen, wie das Schickſal eine Art von Ungerechtigkeit begangen, daß es ihn über ſie geſetzt hat. Gewiß wenig Menſchen beſitzen die Gabe, Jemanden, der einen Fehler macht, oder etwas ſchief beurtheilt, auf eine freundſchaftlichere und nachſichtsvollere Art durchzuhelfen, oder wieder zu rechte zu weiſen als dieſer General; dahingegen kann er ſchlechterdings nicht den geringſten Irrthum, den einer ſeiner Vorgeſetzten begeht, unbemerkt vorbeigehen laſſen. Es iſt ihm immer eine Art von Feſt geweſen, recht deutlich zu

zei-

zeigen, daß ein ſolcher gefehlt hat, und dafür war vorzüglich der König am wenigſten ſicher. Selten konnte dieſer ein Manöver machen, woran er nicht oft ungefragt etwas getadelt hätte. Wenn der König von der gleichgültigſten Sache mit ihm ſprach, und ſagte das Ding iſt ſchwarz, ſo erwiederte er gewiß: „Wo denken Sie hin, Ihr Majeſtät, es iſt ſchneeweiß.“ So ſagte z. B. der König einmal: „Ich weiß gar nicht wie das iſt, man ſpricht immer ſo viel von den preußiſchen Pferden, und ich finde doch immer, daß ſie den Engländern bei weitem nicht gleich kommen.“ „Das finden Sie wol, Ihr Majeſtät,“ antwortete Dalwig, „aber ſie ſind beſſer, als alle die Pferde, die wir aus England bekommen, das muß ich als ein alter Kavalleriſt beſſer verſtehen.“ Der König ärgerte ſich über dieſe unſchickliche, und nicht einmal völlig gegründete Antwort, daß er feuerroth wurde und ſchwieg.

Eine eben ſo ganz ſonderbare Antwort gab er einsmals dem Könige an der Tafel in Potsdam. Der König war außerordentlich guter Laune, und rief dem General Dalwig zu: „Apropos Dalwig ich weiß er iſt ein Liebhaber und Kenner von un-

ungarischem Wein, jetzt habe ich rechten guten, lasse er sich doch welchen geben.“ Man brachte dem General welchen; er trank, machte ein Gesicht, als wenn er Eßig hinunter schluckte, und sagte: Ihro Majestät, der ist nicht sonderlich. Der König zwang sich zum Lächlen, rief den Pagen, und sagte diesem was ins Ohr. Man brachte bald darauf dem König eine Bouteille. Er machte diese mit vieler Mühe selbst auf, schenkte ein Glas ein, gab es dem Pagen, und befahl ihn es dem General Dalwig zu bringen. „Nun, sagte er, der wird ihm doch wol schmecken, er ist aber auch verteufelt theuer.“ Dalwig kostete, kostete noch einmal und sagte endlich: „Ja der ist gut, aber ich habe ihn doch noch besser.“ Mit sichtbarem Verdruß antwortete der König: „Ja daran zweifle ich nicht, ich weiß wol, daß meine Generals besser essen und trinken als ich,“ und sprach von diesem Augenblick an kein Wort mehr.

Mich dünkt dies beweist hinreichend das, was ich so eben von dem Karakter des General Dalwigs gesagt habe, der ohne diesen Fehler gewiß ein Muster, eines vollkommenen Mannes wäre.

Dergleichen Neckereien, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf; konnten natürlicherweiſe nichts anders bewirken, als den König gegen den General, mit dem er ſo gern immer gut Freund geblieben wäre, zu erbittern. Er ſuchte ſich alſo nun bei jeder Gelegenheit, wo Dalwig nachgeben und ſchweigen mußte, an ihn zu rächen.

Wegſchicken konnte und wollte er ihn nicht, weil er zu gut wußte, daß ſein Verluſt unerſetzlich war: über dieſes befürchtete er vollends, daß er, da er ihn als einen Ausländer nicht zwingen konnte, vielleicht gar in kaiſerliche Dienſte gehen möchte, wo er ſehr viel Verbindungen hatte, die der König alle kannte. Daher kam es, daß er ſich, wenn er den General einmal gleichſam auf das Aeußerſte gebracht hatte, immer wieder auf eine, Dalwigen höchſt rühmliche Art wieder mit ihm ausſöhnte.

Daß dieſer, als ein Mann von vieler Entſchloſſenheit, ſich ſolche Dinge gefallen ließ, verſchiedentlich den Abſchied foderte, und doch blieb, war auch ſehr begreiflich. Er wollte ſeinen Feinden, durchaus nicht die Freude gewähren, ihnen Platz zu machen;

chen; und überhaupt besinnt man sich doch wol zweimal, wenn man preußischer Generallieutenant ist, und noch dazu wie dieser Söhne und Schwiegersöhne in der Armee hat, ehe man so geradezu weggeht. Auf diese Art habe ich mir immer alle die Auftritte erklärt, die zwischen ihm und den König vorfielen, ob sie schon beiden eigentlich nicht glichen, und ich bin überzeugt, sie hätten, wenn der König noch zwanzig Jahre am Leben geblieben wäre, immer so fortgedauert.

Was für ein liebenswürdiger Chef der General Dalwig seyn muß, dafür kann man wol keinen sicherern Beweis anführen, als den: daß die Officiers seines Regiments, die um seinetwillen so grausam gedrückt wurden, welches er ihnen bei jeder Gelegenheit selbst sagte, ihn doch wie einen Vater liebten; und Einschub und alles Unangenehme mit Geduld ertrugen, und bei jeder Revüe, wo sie vorher wußten, daß sie würden gescholten, einer oder der andere in Arrest geschickt, mancher wol gar weggejagt werden; doch nur vor den Gedanken zitterten, daß sie ihren General verlieren könnten.

Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit noch ein Beispiel, als einen auffallenden Beweis des ungewöhnlichen Edelmuths, der die preußischen Officiere belebt, anzuführen. Der König machte den bei der Garde du Corps stehenden Lieutenant von **Arnim** zum Major und setzte ihn zu dem Regiment von **Dalwig**. Sobald dieser die Ordre dazu erhielt, begab er sich zum König nach Potsdam und sagte ihm: Ihro Majestät sind so gnädig gewesen mich zum Major zu machen, dafür danke ich Ihnen unterthänigst, zu dem Dalwigschen Regiment aber kann ich ohnmöglich gehen. Warum soll ich Officiers, die so schon so vielen Einschub gelitten haben, auch noch Tort thun? Seyn Sie so gnädig und setzen Sie mich entweder zu einem andern Regiment oder geben Sie mir meinen Abschied." Der König fuhr ihn an: „Aber zum Teufel Herr ist es denn nicht genug, daß ich ihn vom Lieutenant zum Major machte, und daß ich so viel Zutrauen auf ihn habe, daß er das Dalwigsche Regiment nun in Ordnung bringen wird?" **Arnim** erwiederte; daß er von Lieutenant gleich Major würde, schiene nur etwas Außerordentliches zu seyn. Alle die, die mit ihm zusammen Lieutenants beim ersten Bataillon gewor-

worden wären, wären nun schon lange Majors, das Regiment von Dalwig sey in so guter Ordnung, daß er eher dabei lernen, als selbigen was lehren könnte. Der König wurde äußerst zornig, und sagte ihm: „Herr schere er sich zum Regiment, wo ich ihn hingesetzt habe, oder der Teufel soll ihm auf den Kopf fahren.“ Arnim ging darauf nach Ratibor, meldete sich beim General, erklärte ihm aber gleich dabei, daß er nicht in der Absicht käme, um das Unrecht, was sein Regiment leiden müßte, zu vermehren, sondern bloß um den Befehl des Königs zu erfüllen. Des andern Morgens auf der Parade that er den Officiers folgende Erklärung: „Fürchten sie nicht, meine Herrn, daß ich Ihnen Tort thun werde; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Dienst bei dem Regiment thun will. Ich weiß zu gut, wie hart es ist, wenn man vom König gedrückt wird. Sobald der General dem König meine Ankunft wird gemeldet haben, will ich gleich um meinen Abschied schreiben.“ Er erfüllte, dieses sein gethanes Versprechen aufs pünktlichste, und schrieb dem König: er werde nimmermehr in einem Regimente dienen, gegen welches Ihro Majestät so ungerecht handelten, er hätte ihm mit

Eifer und Freude als Lieutenant dienen wollen, aber um ein Regiment, das die Ungnade Sr. Majestät nicht im geringsten verdiene, als Strafe sich eingeschoben zu sehen, sey ganz gegen seine Denkungsart. Ihro Majestät möchten nunmehro mit ihm machen, was Sie gnädigst geruhen würden, in diesem Regiment bliebe er nicht. Nach noch verschiedenen Hin- und Herschreiben erhielt er endlich seine Entlassung auf die gewöhnliche Art.

Welcher Dienst in der Welt liefert wohl ein ähnliches Beispiel, daß ein Officier sein ganzes Glück aufopfert, ehe er sich entschließen kann einem andern Regiments Tort zu thun?

Ich sagte Ihnen vorher, daß der, als Generallieutenant und Chef der schwarzen Husaren verstorbene Lossow, einer der hauptsächlichsten Feinde des General Dalwigs gewesen sey. Vielleicht hatten einige mir unbekannte Auftritte schon in frühern Jahren den Grund zu diesem Zwist gelegt, und dies war sehr leicht, denn ein paar mehr entgegengesetzte Karaktere, als dieser beiden Männer ihre, konnte es nicht leicht geben. Lossow war das, was man einen

nen Windbeutel zu nennen pflegt, im allerhöchsten Grade; noch als alter General war er im Stande, Dinge zu erzählen, die man kaum von einem Kornet erwartet hätte, dem man es allenfalls wol noch einmal zu gute hält, wenn er Heldenthaten, die er noch auszuführen willens ist, für schon gethan ausgiebt. Dalwig hingegen ist ein Mann, von dem jedes Wort so viel gelten kann, als ein Zeugeneid. Lossow war über alle Begriffe eigennützig, Dalwig oft bis zur Verschwendung freigebig: und man vermuthete allgemein, daß dieser jenen, zu der Zeit, als sie beide in Polen zu Formirung des sogenannten Pestkordons kommandirt waren, verschiedentlich über sein eigennütziges Betragen getadelt, oder vielleicht gar bei dem König verklagt habe. Lossow hatte zu der Zeit den, einem sogenannten Freibeuter eigenen Grundsatz angenommen, der in der Sprache dieser Leute so lautet: Man muß in Feindes Land nichts liegen lassen, als Mühlsteine und glühendes Eisen; und er befolgte ihn eben sowohl, als sein damaliger Anführer der Generallieutenant von Stutterheim, auf das genaueste. Getreide, Holz, Pferde, Hausgeräthe, Menschen; kurz alles war für diese beide gute Prise. Dalwig hingegen schlug

alle die ihm angebotenen Douceurs großmüthig aus; und verbot sogar, um allen Mißbrauch zu verhüten, seinen Officiers während dieser Zeit allen Pferdehandel.

Hierzu kam noch, daß einige Jahre nach einander der König die schlesische Kavallerie der preußischen immer zum Muster vorstellte, und Staabsofficiere dahinschickte, damit sie, wie er sagte, dort sollten reiten lernen. Diesen allerdings sehr beleidigenden Befehl des Königs ertrugen alle Chefs der preußischen Kavallerieregimenter mit Geduld; nur der aufgeblasene Lossow nicht. Als er gar nichts mehr zu Herabsetzung der schlesischen Kavallerie zu lügen wußte, so versicherte er endlich dem König: Er solle nur einmal eine Eskadron Bosniaken mit nach Schlesien nehmen, die würde gleich die ganze dortige Kavallerie in Unordnung bringen. Der König, der gleichsam immer um eine Gelegenheit den General Dalwig zu necken verlegen war, ergriff diese recht freudig mit beiden Händen. Er beorderte ein Kommando Bosniaken, und nahm es mit nach Schlesien, und es erfolgte die bekannte Geschichte, daß der General Dalwig einen unge-

zoge-

zogenen Windbeutel von Bosniaken, der auf eine unvernünftige Art in eine Wernersche Eskadron hineinjagen wollte, vor den Augen des Königs bleßirte, und das Pferd fast tod hieb. Dies war die Veranlassung, daß der General Dalwig in Arrest kam und die Inspektion verlor.

Die Bosniaken durften sich während dieser ganzen schlesischen Revüe nicht mehr sehen lassen, weil die Husaren ganz laut versicherten; sie würden dem ersten, der sich wieder bei einem Manöver als Feind sehen ließe, tod hauen, und dies wäre auch ganz zuverläßig erfolgt: denn die ganze schlesische Kavallerie war über das Unangenehme, was der General Dalwig dadurch erleben mußte, äußerst aufgebracht.

Der König kam ganz mißvergnügt von dieser Revüe wieder zurück, und schrieb in der allerübelsten Laune an Lossow: Seine Bosniaken könnten nichts, sie hätten sich gar nicht vor den Husaren dürfen sehen lassen. Lossow nahm diesen diesmal freilich ungerechten Vorwurf ganz ruhig so hin, denn seine Hauptabsicht, dem General Dalwig geschadet zu haben, war doch glücklich erreicht, und über-

haupt konnte er, wie ich noch des mehrern beweisen werde, ziemlich viel vertragen.

Es hat vielleicht kein Regimentschef den König um so viel gute und tüchtige Officiers gebracht als Lossow. Er war im höchsten Grad partheiisch, und es kostete seinem bösen Herzen nichts, einen Officier, der das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, auf die niedrigste Art beim König zu verläumden. Die zwei unter seiner Ordre seufzenden Regimenter haben in dem Zeitraum von 63 bis 78 gewiß etliche und funfzig Officiere Abgang gehabt, die theils über sein Betragen mißvergnügt den Dienst verließen; oder ihn auf sein Anstiften verlassen mußten. Eine seiner Hauptbeschäftigung war, durch die allerniedrigsten Klatschereien, Zank unter den Officiers zu stiften: Wenn er sie durch nichts mehr aneinander hetzen konnte, so ließ er ihnen anonime Briefe schreiben, in welchen ihnen erzählt wurde, was dieser oder jener Kamarad von ihnen gesprochen hätte. Daher kamen die beständigen Händel, die in diesen Regimentern vorfielen. Eines der letzten Schlachtopfer der Lossowschen niedrigen Denkungsart, war der brave Rittmeister Schladen, des damaligen Owstinschen

Hu-

Husarenregiments, welcher in einem Duell, das der General ebenfalls angestiftet hatte, todtgeschossen wurde.

Daß sein Regiment immer brav gethan hat, darüber war und mußte in der ganzen Armee nur eine Stimme seyn. Der Grund zu diesem seinem gerechten Ruhme, war aber lange zuvor, ehe es Lossow bekam, schon gelegt. Selbst die Hessen, mit welchen ein Bataillon dieses Regiments bei der Armee diente, rühmen die Tapferkeit desselben, und nennen die Namen Bülow, Patschkow, Usedom und Peist noch mit Achtung; und wahrhaftig es gehört nicht wenig dazu, von Hessen, denen die Tapferkeit so natürlich ist, daß sie Soldat und brav seyn, für zwei gleichbedeutende Dinge halten, als ausgezeichnet brav bemerkt zu werden. Es war also wohl sehr leicht, daß ein Chef mit einem solchen Regimente, bei welchem ein Corps Officier stand, von dem ich nur in der Geschwindigkeit einen Hallecius, Dreßler, Salzwedel und Malachowsky, hinzufügen will; überall, wo er es hinführte, Ehre einlegen mußte. Auch bin ich weit entfernt die persönliche Tapferkeit dieses Generals

rals in Zweifel zu ziehen, obwohl verschiedentlich einige kleine Ausnahmen in der Armee davon erzählt wurden.

Daß das Regiment nach dem Kriege ausgezeichnet schöner, als alle übrige Husarenregimenter, das Ziethensche selbst nicht ausgenommen, war, ist ausgemacht; aber auch dieses läßt sich sehr leicht erklären. Erstlich trug die schöne Uniform gewiß nicht wenig dazu bei, das Regiment glänzend, und in die Augen fallend zu machen. Das Corps Officiers bestand aus lauter schönen und mehrentheils reichen Leuten, die vortreflich beritten und im Dienst unermüdet waren. Zweitens hatte Lossow viele Jahre lang die Inspektion über die Remonte, und das Sprüchwort: Wer das Kreuz hat, der segnet sich, kam auch hier in Erfüllung. So sehr die übrigen Chefs darüber klagten, und so oft auch der König darüber schalt, so bekamen doch die andern Regimenter nur immer das von der Remonte, was Lossow ihnen ließ. Eben so ging es mit der Werbung. Der Lithauer ist fast ein geborner Kavallerist und auch da machte Lossow eigenmächtige Ausnahmen von der Regel; nach welcher die Husaren

eigent-

eigentlich nur höchstens sechszöllige Einländer einrangiren sollten. Er hatte bei seiner Leibschwadron zwölfzöllige Leute, und zehnzöllige in Menge. Der König bezeigte ihm bei denen Revüen verschiedentlich sein Mißfallen darüber, und drohete, ihm die Leute wegzunehmen. Er wußte sich aber immer davor zu schützen, indem er den König mehrentheils die schönsten Leute, und gemeiniglich einige mehr als die andern Regimenter zu den sogenannten Unrangirten abgab.

Bis zu dem im Jahr 78 ausgebrochenen Kriege, erhielt sich Lossow immer, durch allerhand dergleichen Kunstgriffe, in der Gnade des Königes. Da kam aber endlich der Zeitpunkt, in welchem dieser stolze und aufgeblasene Mann gedemüthiget werden sollte. Bis dahin hatte er sich immer anfänglich durch Krusemarken, und durch den letztern als Generaladjutant folgenden General Anhalt; bald vermittelst Geschenke; bald vermöge Kundschafterei aus der Armee alle Verdrüßlichkeiten von sich abgewendet. Jetzt auf einmal hörte dieses alles auf; nun mußte gehandelt und nicht gesprochen werden; und da gab Lossow bei jeder Gelegenheit Blößen.

Gleich

Gleich das erste Stück, was er kurz nach Eröffnung der Campagne machte, war folgendes: Ohngefähr zwei Tage, nachdem der König das Lager bei Wellsdorf bezogen hatte, meldete er ihm, um sich als einen rechten thätigen Partheigänger zu zeigen, daß er einen österreichischen Vorposten entdeckt habe, den er aufheben wollte, wenn ihm der König erlaubte, selbigen mit fünf hundert Husaren und einem Bataillon Infanterie, zur Unterstützung, anzugreifen. Der König bewilligte dieses. Das damalige zweite Bataillon von Krockow wurde, unter Anführung des Obersten, Grafen von Schwerin, beordert, mit zwei zwölfpfündigen Kanonen, unter der Anführung des General Lossow, diesen Streich auszuführen. Er wurde noch in dieser Nacht unternommen, und es zeigte sich, daß der scharfsehende Lossow alles sehr richtig beurtheilt hatte; den einzigen kleinen Umstand ausgenommen, daß dieser Vorposten auf der andern Seite der Elbe stand, welche gerade in dieser Gegend sehr breit und tief ist. Er führte die Husaren und das Bataillon dichte an das Ufer der Elbe, und ließ, um sich doch nicht ganz umsonst eine schlaflose Nacht gemacht zu haben, einigemal mit den Kanonen und mit kleinem Gewehr feuern. Die Husaren sollten nun, nach-

nachdem die Kroaten von dem Wachtfeuer, in welches einige Kanonenkugeln fielen, wegliefen, durch die Elbe schwimmen; welches aber auch unterblieb, da sich niemand fand, der recht viel Lust bezeigte, zu ersaufen, um, wenn es recht gut ginge, vielleicht ein Paar Kroaten zu fangen. Der ganze Nutzen, den diese Expedition hatte, war der: daß der rechte Flügel der Armee, der durch ein Defilee von dem linken, vor welchem dieser verunglückte Angriff gemacht wurde, getrennt war, einige Stunden unter dem Gewehr stehen mußte, und bei dieser Gelegenheit eine ziemliche Anzahl Deserteurs hatte.

Der König war äußerst verdrießlich darüber, daß er es vergessen hatte, (was ihm in dieser Campagne leider! sehr oft widerfuhr) bei der Armee zu bestellen, sie sollte sich, wenn man in der Nacht etwa schießen hörte, nicht allarmiren lassen; und ritt mit dem allererstен Anbruch des Tages aus. Zu Lossows noch größerm Unglücke war der erste Mensch, der ihm begegnete, der Eigenthümer der Mühle, bei welcher jener diese Nacht beschossene Kroatenposten stand. — Der König fragte ihn: „Wer seyd ihr?“ und der Mann antwortete ihm: er sey der Besitzer der Mühle,

auf

auf welche man diese Nacht geschossen hätte; er hätte nun weglaufen müssen, weil die Kroaten, die ihn für einen preußischen Spion hielten, gedroht hätten, ihn aufzuhängen. „Sind denn ein Paar Kanaillen „todt geschossen worden?“ fragte ihn der König weiter. „Behüte Gott!“ antwortete der Müller; „sie „liefen gleich nach dem ersten Kanonenschuß hinter meine Mühle.“

Fast in demselben Augenblicke kam der General Lossow geritten; und ehe er noch ein Wort sprechen konnte, fuhr ihn der König an: „Aber Herr, schäme „er sich was! so ein alter Mann, wie er ist, noch „so dumme Windbeutelstreiche zu machen. Wenn er „mir noch einmal einen solchen Streich spielt, so soll „ihm der Teufel den Hals zerbrechen.“ Lossow wollte noch etwas sagen, und vermuthlich jemanden die mißlungene Expedition schuld geben; der König aber fuhr ihn in dem größten Zorn nochmals an: „Herr! halt ers Maul, und schere er sich fort!“

Nun war sein Kredit schon sehr tief gefallen. Er suchte indessen selbigen noch immer dadurch zu erhalten, daß er dem Könige versicherte, wenn er nur erst ein-

einmal mit seinen zwanzig Schwadronen an den Feind kommen könnte, so wollte er wenigstens die halbe kaiserliche Kavallerie damit werfen. Der König antwortete ihm denn immer: „Mein lieber Loffow, das „Sprechen thuts nicht; das nennen die Berliner: „Schnippchen in die Tasche schlagen; ich muß es „erst sehen.“

Bei verschiedenen Gelegenheiten thaten besonders die Bosniaken außerordentlich brav; indessen freilich, die Wunderdinge, die ihr Chef von ihnen verkündigt hatte, waren es nicht. Und wem ist es nicht bekannt, daß der allervollkommensten Sache nichts nachtheiliger ist, als wenn man gar zu viel Aufhebens vorher davon hat machen hören?

Die Lanze ist in der Hand eines geschickten Führers gewiß ein fürchterliches Gewehr. Wo sie den Feind trift, ist der Stoß gemeiniglich tödtlich, und wenigstens immer hinreichend, den Gegner gleich wehrlos zu machen. Sie verhindert, wenn sie sehr geschickt geführet wird, (welches aber allerdings äußerst schwer ist) das Herannahen desselben; beim Angriff aber muß sie doch immer dem Säbel nachstehen. Die kaiserlichen Husaren, besonders das vortrefliche

Regiment von Wurmſer, merkten ſehr bald den Boſniaken ihre Künſte ab. Dieſe beſtehen darinnen, daß ſie mit fürchterlichem Geſchrei und mit völlig losgelaſſenem Zügel (denn, ſoll der Stoß recht gut angebracht werden, ſo muß man die Lanze mit beiden Händen führen) auf den Feind losjagen und die Pferde durch das Flattern des an der Lanze befindlichen Zähngens ſcheu zu machen und dadurch zum Steigen oder gar zum Umkehren zu bringen ſuchen. Hat nun aber der feindliche Reuter es erſt dahin gebracht, daß ſein Pferd nicht mehr vor der Lanze ſcheut, und führet er ſie beſtändig mit ſicherer Hand, um es gleich auf die Seite werfen zu können, ſo iſt der Boſniake, der ihm dieſes nicht nachthun kann, da er wenigſtens minutenlang ohne Zügel reiten muß, gewiß verloren. Sie zogen alſo bei verſchiedenen kleinen Gelegenheiten immer den Kürzern; und der König fragte Loſſowen alle Tage: „Nun, wenn machen denn ſeine Boſniaken einmal die famöſe türkiſche Attaque, wovon er mir immer ſoviel erzählt hat?“ Dieſer, dem es nie an Entſchuldigungen fehlte, fand auch hierzu deren beſtändig. Bald hatte es das Terrain noch nicht erlaubt; bald waren die Schwadronen noch nicht zuſammen geweſen; bald fehlte dies, bald jenes.

Ende.

Endlich machten vier geſchloſſene Schwadronen bei Trautenau ihr Probeſtück; ſie griffen nämlich ein ohngefähr eben ſo ſtarkes, aus Wurmſerſchen und Eſterhaſiſchen Huſaren beſtehendes Kommando an. Die Boſniaken attakkirten in einem Keile mit einer unglaublichen Furie. Die Ungarn aber waren ſo klug, daß ſie gleich aus einander ſprengten, die Boſniaken fortjagen ließen und ihnen in Rücken kamen; welches allerdings die zur Unterſtützung der Boſniaken kommandirten zwei Schwadronen des Küraſſierregiments von Podewils hätten verhindern ſollen. Darauf warfen die Oeſterreicher die Boſniaken die Anhöhe vollends herunter und hieben ſie fürchterlich zuſammen. Die vier Schwadronen wurden faſt gänzlich ruinirt. Loſſow ward vom König entſetzlich geſcholten, und das Regiment von Podewils auch nicht ſehr glimpflich behandelt. Als der König des andern Tages die Parole ausgab, ſagte er: „Mein guter Loſſow, ich ſehe wohl, ſeine Boſniaken können auf türkiſch und auf deutſch nichts;“ und von dem Augenblick an wurde das Regiment getheilt und zu verſchiedenen Korps detachirt, in welcher mißlichen Lage es auch blieb, bis es im Herbſte mit dem Korps des ſchattegierenden Herzogs von Braunſchweig nach Ober-Schleſien marſchirte.

Ich müßte entweder das Bosniakenkorps weniger kennen, oder eine unverschämte Lüge behaupten, wenn ich sagen wollte, daß es an der Bravour oder Dienstkenntniß der Officiers oder der Leute gelegen hätte, wenn es in dieser Campagne verschiedne Unfälle erfahren mußte. Ich bin überzeugt, daß die Schuld lediglich an ihrem Chef lag, der sie würklich nicht zu brauchen verstand, und noch überdem ihren vortreflichen, und besonders den Lanzendienst so gründlich verstehenden Kommandeur, den braven Obersten Hallecius, nicht leiden konnte, und nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, auch diesen verdienstvollen Mann beim Könige verläumden und vor der ganzen Armee entehren zu können. Hallecius hatte dem König als ein ehrlicher Mann verschiedentlich gesagt, was das Korps eigentlich leisten könne; daß man es nämlich mehr zum Nachsehen des flüchtigen Feindes, zum Herzäliren einer Kolonne schwerer Kavallerie und zur Attake auf Infanterie brauchen müsse, als zum Angrif einer so flüchtigen und so sehr gewandten Kavalerie, wie die österreichischen Husaren wären. Noch in dem letzten Nachtquartier, welches die Lossowischen Regimenter vor ihrem Einmarsch in Böhmen in dem Städchen Ahrensz hatten, bat er den König, das

Korps

dem Feinde nicht eher zu zeigen, als bis sich eine solche Gelegenheit eräugnen würde, bei der es seine eigentliche Bestimmung erfüllen könnte; und setzte den sehr vernünftigen Grund dazu, daß, wenn der Feind sie erst gewohnt wäre, oder vielleicht gar hier und da einige kleine Vortheile über sie erhalten hätte, sie alsdann das, was Ihro Majestät mit Recht von ihnen erwarten könnten, nie zu leisten im Stande seyn würden. Der König war einige Augenblicke unentschlossen, ob er nicht diesen so vernünftigen Rath befolgen sollte; Lossow aber war niedrig und unvernünftig genug, dem Könige zu verstehen zu geben, daß der Oberste vielleicht nicht Lust hätte, den Feind so bald in der Nähe kennen zu lernen. Diese irrige Meinung benahm der Oberste aber dem Herrn General in einer Unterredung in Gegenwart des ganzen Korps Officiers, in welcher er, um sich recht verständlich zu machen, so verschiedenes von schlechten Kerl mit einfließen ließ.

Der Erfolg bewies, wie weise der Rath des Obersten Hallecius gewesen war. So oft, nach der unglücklichen Affaire von Trautenau, Lossow noch immer von dem sprach; was die Bosniaken thun könn-

ten und würden, antwortete ihm der König immer: „O Herr! schweig er doch stille; ich sehe wohl, daß Hallecius das Ding besser verstand, wie er und ich; aber er will alles besser wissen, und glaubt, er könne mit seinen Schwadroniren alles zwingen. Freilich, wenn ihn die verfluchten Kerls von Wurmser nur einmal könnten sprechen hören; sie ritten gleich zum Teufel, sobald sie ihn nur sähen.“

Dies war nun freilich mehr, als Lossow zu ertragen vermochte. Er sann, wie alle niedrig zu handeln gewohnte Menschen, nicht auf Mittel, seine begangene Fehler durch klügere Aufführung zu verbessern, sondern auf Rache, und wählte dazu die unvernünftigsten und schändlichsten Mittel.

Er suchte von nun an bei jeder Gelegenheit über die Officiers seines eigenen Regiments gegen den König zu klagen. Er beschwerte sich oft mit krokodillartigen Thränen, daß sie ihn bei allen Gelegenheiten durchfallen ließen; worauf ihm der König verschiedentlich antwortete: „Ach Herr! er spricht wie ein altes Weib.“ Da dies nichts helfen wollte, so suchte er, so viel wie möglich, die andern Regimenter beim Kö-

nige

nige zu verkleinern, welches ihm, besonders in Ansehung des Regiments von Zieten, doch gelang; so, daß er den König dergestalt gegen dieses vortrefliche Regiment einnahm, daß er es auf die grausamste Art behandelte; worüber sich, wie bekannt, der würdige Major von Probst am Ende todtschoß.

Derjenige, an welchem sich Lossow am liebsten zu rächen wünschte, blieb indessen immer der Oberste Hallecius. Diesen wollte er durchaus los seyn; und das war ihm freilich nicht zu verdenken, da er sich noch immer von Rheinerz her erinnerte, daß man mit ihm nicht so recht gut fertig werden könne. Hallecius wurde für Verdruß und Aergerniß krank, und mußte einige Zeitlang das Regiment verlassen. Dieses hielt Lossow für den günstigsten Augenblick; er schrieb also an den König: Der Oberste Hallecius habe ihm gemeldet, daß er völlig invalid geworden, und um seine Erlassung bitte. Der König, der nun Lossowen hinlänglich kannte und ihm kein Wort mehr glaubte, antwortete ihm nicht; sondern schrieb an Halleciusen einen ausserordentlich gnädigen Brief, in welchem er ihm sagte: er könne sich unmöglich entschließen, einen so verdienstvollen und brauchbaren

Officier zu entlaſſen; er möchte nur für ſeine Geſundheit ſorgen, und ſo lange vom Regiment entfernt bleiben, als er es für nöthig hielt; er könne ſich nicht vorſtellen, daß er wirklich völlig invalid ſey. Hallecius antwortete ihm wieder: er danke Se. Majeſtät für die gnädige Theilnahme an ſeiner Geſundheit; er hoffe in kurzem ſeinen Dienſt wieder thun zu können; um ſeine Entlaſſung zu bitten ſey ihm nicht eingefallen. Man kann leicht glauben, daß der König über dieſen Vorfall äußerſt aufgebracht war; er ſchickte Halleciuſſens Brief Loſſowen zu, und ſchrieb ihm dabei: bei dem geringſten falſchen Rapport, den er ihm jemals wieder machen würde, wolle er Kriegsrecht über ihn halten, und ihn kaſſiren laſſen. Hallecius machte dieſe Geſchichte in dem Regiment bekannt; ſie verbreitete ſich bald durch die ganze Armee, und allgemeine Verachtung war, wie billig, das, was Loſſow dadurch erlangte.

Nun fing ihn an ſein eigenes Regiment, und beſonders die Bosniaken, die Halleciuſen wie er es verdiente ſchätzten, aufs bitterſte zu haſſen. In was für einem Anſehen er in der letzten Zeit dieſer

Kam-

Kampagne bei ſeinem eigenen Regiment ſtand, davon mag folgendes zum Beiſpiel dienen.

Die Bosniaken führten in den Wintermonaten bei Jägerndorf mit den ſchwarzen Huſaren zuſammen, und unter Anführung der Majors von Salzwedel und von Hülſen einen ſehr guten Streich aus. Der regierende Herzog von Braunſchweig, der unter der Menge, ihm ſo ganz eigenen vortreflichen Eigenſchaften auch dieſe beſitzt, daß er ſo gern Verdienſte belohnt; der es ſich auch damals beſonders angelegen ſeyn ließ, die Armee, wo er nur konnte, gegen die üble Laune des Königs zu vertheidigen, und wenn Jemand viel davon ausſtehen mußte, ihm wieder die Gnade des Königs zu verſchaffen: Dieſer Fürſt, ſage ich, ergriff alſo auch freudig die Gelegenheit, dem König die Loſſowſchen Regimenter auf das beſte zu empfehlen. Dies fruchtete ſo viel, daß der König ihm einige Ordens pour le mérite ſchickte, welche an die Officiers gegeben werden ſollten, die ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders ausgezeichnet hatten. Der Herzog konnte ſich als ein, über die Ehre eines Officiers ſo fein zu denken gewohnter Fürſt nicht entſchließen, dem General

Lossow in ein so nachtheiliges Licht zu setzen, als könnte man ihm die Vertheilung dieser Ordens nicht anvertrauen, und gab ihm selbige also mit der Erklärung. „Der Herr General würden am besten wissen, wem diese Ehrenzeichen gebührten; ihm würde die Wahl zu schwer fallen, da er überzeugt wäre, daß alle dabei gegenwärtig gewesene Officiers welche verdient hätten.“ Diese Worte, aus dem Munde eines Herrn, wie dieser ist, galten denen Officiers billig weit mehr, als die Ordens, die Lossow nach eigener Willkühr an seine Lieblinge vertheilte. Es bekam einen unter andern ein Bosniakenofficier, den ich nicht nennen will; der aber einen jeden, wenn er die Verbindung weiß, in welcher er mit dem General stand, gleich einfallen wird; und der gewiß nicht mehr zu dem kleinen Siege beigetragen hatte als ich, der ich auch der Affaire von weitem zusahe. Lossow vergaß sich so, daß er dem jetzigen Major, damaligen Rittmeister Kall, der nebst dem Major Salzwedel eigentlich den Streich ausführte, Entschuldigungen machte, daß er ihm diesmal den Orden nicht gegeben hätte; ihm aber mit der lächerlichsten Miene von Protektion, die er so gerne annahm, versicherte: er wolle dafür sorgen,

gen, daß er ihm bei der ersten sich ereignenden Gelegenheit gewiß erhalten sollte. Kall lächelte und sagte: „Für das, was ich bei Jägerndorf gethan habe, bin ich durch das, was mir Ihro Durchlaucht der Erbprinz von Braunschweig gesagt haben, mehr als überflüßig belohnt. Uebrigens General versichere ich Ihnen auf meine Ehre, daß ich den Orden pour le mérite lieber Zeitlebens entbehren, als ihn durch Ihre Empfehlung erhalten will. Daß ich selbigen so gut und vielleicht eher, als alle die, denen Sie ihn gegeben haben, verdient hätte, weiß das ganze Regiment; warum Sie mir ihn nicht gegeben haben, das wissen Sie und ich recht gut."

Ich kann mein Capitel vom General Lossow nicht schließen, ohne Ihnen noch zu erzählen, wie sonderbar, und schrecklich bitter sich der General Dalwig auch während dieses Kriegs an ihn rächte.

Ich habe Ihnen schon gesagt: daß sich Lossow während der Zeit, da er in Polen, kurz vor der bekannten Theilung, komandirt stand, allerhand Dinge herausnahm. Unter andern hatte er einem polnischen Obersten alle seine Leute weggenommen, und

wie

wie das damals gewöhnlich war, als freiwillig angeworbene Rekruten dem König verkauft. Dieser Mann klagte darüber bei dem König, welcher ihm antwortete: er könne sich darauf nicht einlassen; es sey dieses eine Privatsache zwischen ihm und dem General Lossow. Der Oberste schrieb nun verschiedentlich an Lossown. Dieser antwortete ihm bald gar nicht, bald sehr unhöflich. Endlich wurde der Pole des Dinges müde, und schrieb an Lossown: da sein König die Sache selbst für eine Privatsache erklärt habe, so wolle er sie nun auch so ausmachen; er bäte also den Herrn General sich zu einer von ihm selbst zu bestimmenden Zeit auf der Grenze einzufinden, und sich mit ihm auf Pistolen zu schlagen. Lossow mochte hierzu entweder keine Zeit oder keine Lust haben, und antwortete also dem Obersten wieder, er dürfe sich, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs, nicht schlagen. Der Pole schrieb ihm wieder: da er ihm ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Königs beleidigt hätte, so müßte er ihm nun auch, ohne diese, Genugthuung geben, und er würde, wenn ihm der Herr von Lossow nicht zu der und der Zeit an dem bestimmten Orte, Satisfaktion gäbe, den ganzen Vorfall in

alle

alle Zeitungen setzen lassen. Lossow sahe nun wol, daß mit dem Manne nicht mehr so gut fertig zu werden war, als damals, da er mit tausend Pferden auf seinen Gütern stand; er versuchte also das letzte Mittel, und schrieb an den König: er sey von einem polnischen Obersten auf Pistolen gefordert worden; ob nun Ihro Majestät befählen, daß er sich schießen sollte. Der König antwortete ihm: er werde, als ein alter Officier wol wissen, was er bei dieser Gelegenheit zu thun hätte, er verbäte sich alle Anfragen von der Art. Lossow reisete nun würklich ab, wußte es aber doch sehr geschickt so einzurichten, daß das Duell unterblieb. Man war freilich in der Armee eben nicht sonderlich mit diesem Benehmen des Generals zufrieden; indessen alles schien die Sache vergessen zu haben. Nur dem General Dalwig war sie, wie man hören wird, im Andenken geblieben. Es traf sich von ohngefähr, daß diese beiden Generals beim König aßen. Die Unterredung fiel auf die Polen: Jeder lobte oder tadelte sie nach Gutbefinden. Auf einmal nahm der König das Wort, und wollte, wie er das so gerne zu thun pflegte, nun sogleich die Sache durch einen Machtspruch entscheiden, indem er sagte:

„Ach

„Ach die Polen haben alle kein Herz.“ General Dalwig antwortete ihm gleich: „Glauben Sie das ja nicht Ihro Majestät; fragen Sie einmal dem General Lossow, der weiß es besser.“ Vermuthlich mochte dem König die Geschichte mit dem Obersten gleich wieder einfallen; denn er lachte, und sahe Lossown, der blutfeuerroth ward, mit unverwandten Augen an. Kein Mensch sprach ein Wort weiter, und es entstand eine für Lossown höchst unangenehme Stille.

Die etlichen Jahre, die Lossow nach der Campagne noch lebte, brachte er ganz unbemerkt zu. Er wurde zwar nach seiner Anciennität Generallieutenant, aber er erlangte nie wieder das Zutrauen des Königs, noch die Achtung der Armee.

Sechster Brief.

Ich will mich nun von dem mit etwas unangenehmen, aber leider wahren Farben geschilderten Husarengeneral von Lossow zu einem andern Mann wenden, der sich aus dem Stande eines herumirrenden und oft mit dem Mangel kämpfenden Partheigängers, ohne alle weitere Empfehlung, bloß durch persönliches Verdienst, unerschrockenen Muth, und sich immer gleichbleibende Rechtschaffenheit zu der Würde eines Generals der Kavallerie erhob; der sich bis an den letzten Tag seines sehr langen ruhmvollen Lebens, beständig die kindliche Liebe seiner Untergebenen, die allgemeine Ehrfurcht der Armee, und die ausgezeichneteste Achtung seines Königes zu erhalten wußte. Wem sollte hier nicht schon einfallen, daß ich den Sieger von Torgau, den ehrwürdigen Zieten meine?

Die Jugendgeschichte dieses merkwürdigen Mannes ist bekannt genug, ich will also nur einen einzigen Zug aus selbiger anführen, der seinen Karakter in ein helleres Licht setzen kann. Zieten glaubte bemerkt

merkt zu haben, daß in dem Feldzuge von 40, einer seiner Kamaraden, ein gewisser von Wurmb, nicht so brav gethan hätte, als er meinte, daß es hätte geschehen können und müssen. Er machte ihm dieserhalb bei jeder Gelegenheit Vorwürfe. Wurmb schlug sich einigemal mit ihm, und ward fast immer bleßirt, welches Zieten als einen Beweis annahm, daß er nicht Herz genug hatte. Er sagte ihm oft: „Du siehest, daß ich dir auf dem Säbel weit überlegen bin, thue mir doch nur den einzigen Gefallen, und schieß dich einmal mit mir;" dazu war aber Wurmb war nicht zu bewegen. Bei einer Gelegenheit, wo diese zwei unversöhnlichen Feinde zusammen aßen, bekamen sie gleich wieder Streit. Wurmb griff Zieten mit Muth und Geschicklichkeit an, und schlug ihn mit dem dritten oder vierten Hiebe den Säbel aus der Hand. Nun ward Zieten wie wütend, ließ sich nicht die Zeit den Säbel wieder aufzuheben, sondern lief auf ihn zu und stieß ihn mit Händen und Füßen. Endlich fielen sie beide und Zieten bekam einige derbe Hiebe. Als sie sich beide nicht mehr rühren konnten, sagte Zieten endlich: „Heute hast du dich einmal bezeigt wie ein braver Kerl; im Grunde aber ist doch nichts an dir. Du

magst

magst ein ganz guter Mensch seyn, aber zum Husaren schickst du dich nicht." Der König, der Zieten damals nur als einen rohen und wilden jungen Menschen kannte, verwies ihm das ewige Händelmachen etwas sehr hart. In kurzem aber bewies das allgemeine Zeugniß der Officiers, daß Zietens Meinung von Wurmben gegründet war. Der König sahe es selbst ein, setzte ihn zu einem Garnisonregiment und machte Zieten zum Kommandeur des damaligen Husarenbataillons. Als ihn der König dieses Avancement ankündigte, sagte er ihm dabei: „Nun Zieten, ich hoffe er wird sich die tollen Hörner abgelaufen haben; sonst werden wir nicht lange Freunde bleiben." „Ich hoffe es auch," erwiederte Zieten, „aber wen ich einmal für einen schlechten Kerl halte, den kann ich doch unmöglich lieb haben." Der König lachte, und sagte: „Das verlange ich auch nicht, aber lasse er mir nur sein ewiges Herumbalgen." Nun Ihro Majestät wir wollen sehen, wie es kommt:" antwortete Zieten, in einen lachenden Tone.

Bei jeder Gelegenheit, wo sich Zieten anfänglich nur vor seinem Regimente, und zuletzt mit ganzem

zem Corps zeigte, wuchs sein Ruhm und das Vertrauen, das der König auf ihn setzte. Er war einer von den Männern, deren die erste Hälfte unseres Jahrhunderts so viele hervorbrachte. Ihre Erziehung, das merkte man ihnen gleich an, war so beschaffen gewesen, daß ihren Namen leserlich zu schreiben, und mit vieler Mühe das Dienstreglement und die Bibel mehr zu buchstabiren als zu lesen, die einzigen Wissenschaften waren, die sie hatten erlangen können. Es war also natürlich, daß Zieten nie ein so feiner Staatsmann ward, als es der Feldmarschall Schwerin war; eben so wenig war er ein so starker Taktiker wie die Generals von Seidlitz oder Saldern; noch viel weniger ein so feiner Hofmann als der Generallieutenant Graf von Finkenstein, und überhaupt kein so eleganter Mann, (ich kann diesen französischen Ausdruck durch kein eben so viel sagendes deutsches Wort übersetzen) wie es so manche jetzt lebende preußische Generals sind. Ich glaube selbst, das so bekannte Vademekum-Geschichtchen mit der Generalkarte hätte ihm widerfahren können. Ein außerordentlich scharfer natürlicher Verstand, der durch keine Hofkabale oder andre Intrigen irre gemacht wurde; ein durch Erfahrung

rung nach und nach erlangtes scharfes und geschwindes militärisches coup d'oeil; eine beständige gesunde Beurtheilungskraft; eine grenzenlose Tapferkeit; eine auf Grundsätze fest stehende Ehrlichkeit, die ihm nie erlaubte irgend eine Art von Nebenweg zu gehen; die Gabe, sich die Liebe und das Zutrauen seiner Untergebenen zu erwerben, kaltes Blut, das durch nichts als durch den Anblick eines Unglücklichen erschüttert werden konnte: Dies waren die Mittel, durch welche er auf die hohe Stuffe jenes Ruhms stieg, auf welcher er sich beinahe ein halbes Jahrhundert durch erhielt. Er hatte vielleicht nicht einen einzigen Feind in der Armee, aber auch eben so wenig das, was man Kreaturen nennt. Ihm galt der gemeine Husar, der seine Schuldigkeit that, eben so viel als wie der Generallieutenant. Er bekümmerte sich nie um Dinge, die ihn und sein Regiment oder das Korps, was er kommandirte, nichts angingen. Es geschahen hundert Sachen in der Armee von denen er nichts wußte; und wenn ihn der König zuweilen nach so etwas fragte, so antwortete er immer ganz treuherzig: „Ach Ihro Majestät um so etwas bekümmere ich mich nicht.“

Wenn sein Zeitgenosse und Garnisonskamarad Ramin; welcher, Gott weiß wodurch, auch eine Art von militärischen Ruf erhalten hatte, und dessen Lieblingsbeschäftigung diese war, alles, was unter seinen Befehlen stand, zu tyranisiren; zuweilen ordentlich wüthete, dann sagte Zieten immer: „Mein Gott, Bruder, wirst du denn gar nicht einmal klug werden; laß doch nur einmal die tollen Fähndrichsstreiche.“

Ueberhaupt wurde ihm nichts saurer als wenn er strafen mußte: und wenn ihm etwas konnte zur Last gelegt werden, so war es das, daß er sein Regiment ein wenig verzog. So lange er dabei war, ging es immer gut; nur ein böses Wort von ihm, machte mehr Eindruck als funfzig Prügel die Ramin oft blos zu seinem Zeitvertreibe geben ließ. Wenn aber seine Husaren ihn nicht immer sahen, dann machten sie wohl zuweilen einige grobe Excesse. Das Regiment ist mir immer vorgekommen, wie ein sehr künstliches Instrument, das nur derjenige, der es gemacht hat, zu brauchen versteht. Er hatte in den langen Jahren, während welchen er dessen Chef gewesen war, alles, was dabei stand, vom Kommandeur an, so zu sagen auferzogen, und behan-

delte sie alle wie seine leiblichen Söhne, die er freilich wol oft ein wenig zu zärtlich liebte. Wenn ein junger Officier einmal einen lustigen Streich gemacht hatte, und er nur so glücklich war, der erste zu seyn, der solchen dem Vater Zieten erzählte; so konnte er sich darauf verlassen, daß ihm durchgeholfen ward. Alles konnte er vertragen, nur keine Unwahrheit; hingegen freuete es ihm, wenn ihm frei geantwortet wurde. Er mußte zum Beispiel einmal einen seiner Officiere, der kurz nach einander böse Händel in Berlin angefangen hatte, in Arrest schicken; wozu er gewiß mehrere Entschließung brauchte, als wenn er sich zweimal in einem Tage hätte auf den Mantel schießen sollen. Als sich nach seiner Erlassung der Officier bei ihm meldete, reichte er ihm die Hand, und sagte ihm mit Thränen in den Augen: (wenn er recht vertraulich sprach, hieß er Jedermann mein Sohn, und Er, Du und Sie durcheinander) „Er glaubt nicht, lieber Sohn, was es mir leid gethan hat, daß ich ihn habe müssen in Arrest schicken. Mache er mir den Verdruß nicht wieder; bedenke er nur, wenn es der König einmal von ohngefähr erführe, er müßte bei meiner Seelen vielleicht gar fort, und was sollte denn wol aus ihm wer-

den?" „Ein General der Kavallerie," antwortete dieser ganz trocken. Gewiß hundert andere Chefs würden dieses äußerst übel aufgenommen haben, Zieten aber nicht.*) Er lachte überlaut, und sagte: „du bist ein verfluchter Junge, ärgere mich nur nicht wieder, und mache nicht, daß ich dich noch einmal in Arrest schicken muß." Seiner Meinung nach gab es nur zwei Fehler, die ein Mensch haben konnte. Diese waren; nicht recht brav zu seyn, oder nicht im allerstrengsten Wortverstande wie ein ehrlicher Mann zu handeln. Da er nun schlechterdings überzeugt war, daß jeder zur Regie gehörende Mensch, vom Generalregißeur bis zum Thorschreiber, diese beiden Fehler besaß; so hatte er ewig Streit mit ihnen, und wenn der König klagte, daß seine Husaren so viel Kontrebande trieben, so antwortete er ihm jederzeit: „Ja Ihro Majestät, wenn ich von einem Husaren hörte, daß er Jemanden auch nur ein Ei genommen hätte; ich ließ ihn halb todt schlagen. Wenn sie aber die Kanaillen von der Regie, die Sie und das ganze Land betrügen, anführen; da

*) Zieten war nämlich selbst einmal kaßirt worden, allein hernach wieder in Diensten gekommen.

da kann ich sie doch unmöglich strafen.“ „Aber mein Gott, Zieten,“ warf ihm der König ein, „sprech er doch nicht so wunderlich. Wenn nun meine ganze Armee so dächte, wovon sollte mir denn die Regie ihren Pacht geben, und den brauch ich gar nothwendig.“ „Ei was brauchen,“ sagte Zieten, „Sie besitzen ja Geld genug, und haben so manchen Krieg führen können, ehe das Teufelszeug ins Land gekommen ist.“ Der König versicherte ihn dann immer: „Mein alter lieber Zieten, er ist ein ganz vortreflicher General; aber zum Finanzminister sehe ich wol schickt er sich nicht.“ „Da wolle mich auch der liebe Gott für behüten,“ erwiederte der tapfre Greis. Der König lachte herzlich, und sagte zu den übrigen versammelten Generals: „Mit dem alten Schnurrbart wird kein Mensch fertig.“

Noch einen ganz sonderbaren Streit, den dieser General einsmals mit dem Könige hatte, muß ich Ihnen hier erzählen. Es desertirten zwei seiner Husaren, die man beim Einbringen kontrebander Waaren ertappt hatte. Sie hatten die Regiebedienten tüchtig zusammen gehauen, den einen tödtlich verwundet, und waren nun aus Furcht vor der Strafe,

desertirt. Auf der Gränze wurden sie von den Bauern angehalten, der eine Husar versuchte es, sich durchzuschlagen, und hieb einen Bauer die Hand ab. Sobald sie wieder nach Berlin gebracht waren, wo der König eben gegenwärtig war, befahl er äußerst aufgebracht, es sollte Kriegsrecht über sie gehalten werden. Zieten protestirte dagegen, und sagte: ein Kriegsrecht dürfe nicht anders als auf Leben und Tod, oder wenigstens ewigen Festungsarrest sprechen; und hierzu sey dieser Leute ihr Verbrechen nicht wichtig genug. Der König sahe Zieten mit großen Augen an, und sagte: „Aber mein Gott, Zieten, bedenke er doch, daß der Kerl, der dem Bauer die Hand abgehauen hat, nach allen Kriegsartikeln das Lebenverwirkt hat. Ich verspreche ihm indessen, es mag diesmal beim Festungsarrest bleiben.“ „Den Teufel auch,“ sagte Zieten, „warum soll denn der, der sich wie ein braver Kerl gewehrt hat, härter gestraft werden, als der andere. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen können, wenn er nicht gar ein doppelter H — — ist. Ich will Ihnen sagen, wie wir die Sache machen wollen. Wir bezahlen dem Bauer die Hand, die Husaren laufen beide vier und zwanzigmal Spiesruthen, und der, der sich wie

eine

eine alte H — — hat fangen laſſen, kömmt zu Kowalsky," (ein damaliges Garniſonregiment) „den andern ſchenken Sie mir. Huſar kann er freilich nicht bleiben, aber ich will ihn auf mein Gut ſchicken. Damit ſind Sie doch wol zufrieden?" Der König lachte, und ſagte: „Ich muß ja wol, wenn es Ihro Excellenz ſo befehlen." „Da ſehen Sie nun," fing Zieten aufs neue an „da bringt mich Ihre ſakrementſche Regie wieder um zwei ſchöne Kerls." Er ſpuckte in die Hand und legte Sie an Säbel, und ſagte in vollem Eifer: „Ja, wenn ich noch recht jung wäre, ich haute die Kerl von der Regie zuſammen, daß ſie die Schwereneth kriegten, und wenn ich auch noch einmal kaßirt würde." Der König lachte überlaut und ſagte: „Zieten, Zieten, er bleibt doch ſein Lebenlang ein Tollkopf." — „Aber ein ehrlicher Mann, Ihro Majeſtät, und mehr will ich nichts ſeyn." „Ja aber" gab ihm der König zur Antwort, „mit ſo einer Art von Ehrlichkeit kommt man nicht immer durch die Welt." — „Schlimm genug," erwiederte Zieten, „mich müſſen Sie nun vollends ſchon ſo verbrauchen, wie ich bin." — Der König reichte ihm die Hand, und ſagte ihm: „Nun alter Vater, wir ſind doch wieder gute Freunde?"

Mit welcher Achtung der König diesen ehrwürdigen Greis in seinen letzten Lebensjahren behandelte, ist allgemein bekannt. Oft schlief der alte Mann, wenn er beim König aß, bei der Tafel ein, wo er leicht lange Weile fühlte, wenn der König, der fast immer nur allein sprach, die Unterredung auf Dinge brachte, die er entweder nicht verstand, oder an welchen er keinen Antheil nehmen wollte. Wenn der König bemerkte, daß Zieten anfing zu schlummern, so sagte er ganz leise: „Stille! unser guter Vater schläft;“ und ich hätte keinem Bedienten rathen wollen, in dieser Zeit das allergeringste Geräusch zu machen. In diesem ehrerbietigen Schweigen saß der König oft halbe Viertelstunden; und wenn dann der General wieder erwachte, so sagte Ersterer immer sehr freundlich: „Er hat recht sanft geschlummert, mein lieber Zieten.“ Dieser machte denn, was ihm freilich nicht gut abging, einige Entschuldigungskomplimente; worauf der König ihm denn immer antwortete: „Er hat ja so oft für mich und für uns alle gewacht, daß wir ihn nun wohl auch einmal ein Weilchen können schlafen sehen.“

Den Auftritt, wie ihm der König, bei Ausgebung der Parole, auf dem weißen Saale in Berlin einen

einen Stuhl darreichen ließ, hat man in Kupfer geſtochen. Ich will Ihnen aber hier einen erzählen, der nach meinem Gefühl der rührendſte und hinreiſſendſte iſt, den ich mich erinnere, je in dieſer Art geſehen zu haben.

Bei dem Potsdammer Herbſt-Manöver im Jahre 72 befahl der König am zweiten Tage, daß die da befindlichen fünf Kürafirregimenter, Garde du Corps, Gendarmes, Karabiniers, von Wirsbizki und von Manſtein zuſammen in einer Front eine Attake machen ſollten. Die fünf Schwadronen des erſten Bataillons von Zieten folgten hinter jedem Regiments, ſchwadronenweiſe vertheilt, im zweiten Treffen, mit der Ordre: ſobald die Kürafirs pariet haben würden, ſich in Züge zu ſetzen, durch die linken Flügelſchwadronen durchzubrechen und alsdann die ſogenannte Schwärmattake zu machen. — Der König richtete die Linien ſelbſt; befahl, wie die Attake gemacht werden ſollte, und ſetzte die dazu erforderlichen point de vues aus. Alles dieſes war das Werk von wenig Minuten; darauf blieb der König in einiger Entfernung vor der Mitte der Linie halten. Zieten glaubte, es ſey, als General der Ka-

Kavallerie, seine Pflicht, zu kommandiren; er zog also den Säbel und kommandirte: „Marsch!“ Sobald der König dieses gewahr wurde, schickte er ihm den General Anhalt, und ließ ihm sagen: er solle sich nicht inkommodiren, sondern zu ihm kommen. Zieten aber, wenn er einmal den Säbel in der Hand hatte, ließ sich so leicht durch nichts irre machen, und kehrte sich also auch daran nicht, sondern ritt immerfort. Mit einemmale rufte der König aus allen Kräften: „Halt!“ und galopirte auf den General zu. Wie er noch einige Schritte von ihm entfernt war, nahm er, mit einer Art von Ehrfurcht, den Hut ab und sagte: „Mein lieber Zieten, was soll das? auf den Exerzierplatz so einen kleinen Trupp Kavallerie zu führen, ist für ihn viel zu klein. — Stecke er seinen Säbel ja wieder ein. Ein Degen, der dem Vaterlande so viele Dienste geleistet hat, wie der seinige, muß nur auf dem Schlachtfelde gezogen werden; ich nehme die einzige Gelegenheit aus, wenn er mir die Freude macht, mir das Regiment, das die Ehre hat, seinen Namen zu tragen, bei der Revüe vorzuführen; komm er hübsch zu mir; Kruse-mark, kommandire er!

Dem

Dem alten ehrwürdigen Held liefen die Thränen über die Backen; er wollte sprechen, aber er konnte nicht; er sahe aus, als wollte er sagen: „Dies ist zu viel, und mehr als ich verdiene.“

Dies war einer von den Augenblicken, in welchen hundert tausend Menschen, wenn sie den König das hätten sprechen sehen, gewiß einmüthig ausgerufen hätten: „Hier Mann, der du so sprechen kannst; der du wahres Verdienst so zu achten weißt, brauchst du unser Leben? es steht zu deinem Dienste.“ Ich sage wohlbedächtig, man mußte den König bei solchen Gelegenheiten reden sehen; man mußte bemerken können, wie wahre Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, Hochachtung, innere Rührung, dringendes Verlangen etwas Gefälliges auszudrücken, in seinen Augen sprachen. Es war nicht jenes steife, mit Kunst Erzwungene, womit manche andere große Herren, wenn sie auch einmal sich herablassen, einem ihrer Diener etwas Verbindliches zu sagen, allen Eindruck, den es machen könnte, wieder verderben; weil sie mehrentheils so kalt und nichtsbedeutend dabei aussehen, wie der alltägliche Hofmann, wenn er einem Jeden versichert, daß er sein gehorsamer Diener sey.

Dem

Dem Könige hingegen sahe man es an, daß er, in dem Augenblicke wenigstens, gewiß das fühlte, was er sprach. Er schien eher um die Worte, als um die Gedanken, verlegen zu seyn. Etwas Schöneres, Seelenvolleres und ordentlich Bezauberndes, als bei dergleichen Gelegenheiten die Gesichtszüge des Königs waren, läßt sich gar nicht denken. Es war ein Blick, dem nichts widerstehen konnte; weshalb der fühlloseste Mensch sein Leben gewagt hätte, um ihn noch einmal zu sehen. Ich habe immer geglaubt, ein Hauptgrund zu der nicht zu erreichenden Größe, die Friedrich erlangte, lag in seinen Augen und in dem Gebrauche, den er davon zu machen wußte.

Diese sogenannte Attaque en muraille ging ganz vortreflich, mit einer Ordnung und Lebhaftigkeit, wovon man in andern Diensten kaum einen Begriff hat; vielweniger, daß man sie je erreichen könnte; — es schien, als befleißige sich alles, dem vortreflichen, dem so gnädigen als großen Könige, der sich in diesem Augenblicke wieder auf eine solche Art vor allen andern großen und kleinen Monarchen der Erde ausgezeichnet hatte, nun auch die Freude machen zu wollen, ihm zu zeigen, was seine Truppen zu leisten im Stande wären.

So-

Sobald die Linie hielt und die Husaren anfingen zu schwärmen, wurde der alte Zieten wie elektrisirt; er jagte gleich, was das Pferd laufen konnte, bis zu denen vordersten Flankeurs; und als endlich Apell geblasen wurde, und der König auch heran kam, so sagte er: „Mein Gott! Zieten, da hat ihn der Teufel doch auch hinführen müssen!“ „Ja, Ihro Majestät, antwortete dieser sehr freundlich, meine Husaren kann ich doch unmöglich im Stiche lassen; ich muß ihnen doch zeigen, daß ich alter Kerl auch noch reiten kann.“ Darauf ritt der König an die Husaren heran, und rufte ihnen zu: „Leute, wenn ihr jemals vergessen könnt, daß der Mann euer Chef gewesen ist, so seyd ihr nicht werth, daß euch die Erde trägt.“

Das Unangenehmste, was diesem General gewiß während seiner beinahe sechzigjährigen Dienstzeit widerfahren ist, waren ohnstreitig die gleich nach dem siebenjährigen Kriege bei der Armee eingeführten Inspekteurs. Der erste, den sein Regiment bekam, war der damalige Oberste von Löhhöffel. Der König merkte sehr bald, daß diese neue Einrichtung, die überhaupt, wie ich Ihnen vielleicht in einem meiner nächsten Briefe zei-

zeigen werde, der Armee mehr Schaden als Nuhen brachte, dem General Zieten ſehr misfiel. Er ſuchte ihm alſo, wie man zu ſagen pflegt, die Pille ſo viel als möglich zu verſilbern, und ſagte ihm: er würde keinem andern, als ihm, die Inſpektion über die Märkiſche Kavallerie gegeben haben, wenn er nicht beſorgt hätte, daß ihm die Geſchäfte zu läſtig werden würden; der Inſpekteur habe gar nichts mit ihm zu thun; alles, was dieſer vielleicht bei ſeinem Regimente zu bemerken haben würde, ſolle er blos dem Kommandeur ſagen; er brauche auch ſelbſt für ſeine Perſon nie dabei zu ſeyn, wenn das Regiment vor dem Inſpekteur exercirte. Ein finſteres Stillſchweigen war alles, was Zieten auf dieſe ſchöne Rede erwiederte.

Der König befahl dem Inſpekteur ganz ausdrücklich: „Verfahre er mir ja mit dem Zietenſchen Regimente recht ſäuberlich, und mache er mir den General nicht wild.“

Löhhöffel trat nun ſein Amt an, und ſagte dem damaligen Kommandeur des Zietenſchen Huſarenregiments, dem jetzigen Generallieutenant von Prittwitz, er mögte morgen mit dem Regimente ausrücken.

Pritt-

Prittwitz machte ihm begreiflich, daß er, ohne es vorher dem General zu melden, das Regiment nicht dürfe ausrücken lassen. Nach langem Hin- und Hersprechen entschlossen sie sich endlich beide, die Sache dem General vorzutragen. Löhhöffel bat ihn, er mögte so gnädig seyn, eine Stunde zu bestimmen, in welcher das Regiment ausrücken sollte. Ganz trocken antwortete ihm Zieten: „Das ist Ihre Sache; Sie müssen Ihren Dienst verstehen; ich verstehe den meinigen.“ Löhhöffel kam, wie sich das leicht begreifen läßt, in ziemliche Verlegenheit, und sagte endlich unter beständigen Komplimenten: „Wenn Ihro Excellenz es gnädigst genehmigten, so hielte er acht Uhr für die bequemste Stunde.“ „Aber, zum Teufel! Herr Oberster, unterbrach ihn Zieten ziemlich unwillig, was sollen die Komplimente vorstellen? Wenn Sie königliche Befehle haben, so vollziehen Sie dieselben kurz und gut, und scheren Sie mich nicht mit Ihrer Höflichkeit.“ Es wurde also endlich bestimmt, daß das Regiment morgen früh um acht Uhr in Parade ausrücken sollte.

Zieten, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, setzte sich zu der bestimmten Stunde vor seine Leibschwa-

dron und führte nun sein Regiment dem Inspekteur gerade so vor, als wenn der König selbst da wäre. Löhöffel verlor über diesen ihm so unerwarteten Anblick den Kopf, wozu überhaupt nicht recht viel gehörte, so, daß er auf den General zuritt und ihm sagte: „Um Gotteswillen! Ihro Excellenz, führen Sie mich doch nicht so in Versuchung.“ — Nun riß der lehte Faden von Zietens Geduld. „Herr Oberster! rief er ihm zu, Sie werden doch wohl nicht glauben, daß ich toll geworden bin, und vergessen habe, wer Sie sind und wer ich bin? Jetzt stehen Sie hier im Namen des Königs, und wenn mir der einen Perückenstock dahin stellte, und befähle mir, daß ich selbigen für ihn selbst halten sollte, so thäte ich es, und führte ihm auch mein Regiment vor. Das ist der Dienst; zum Komplimentiren bin ich zu alt.“ Der König erfuhr dieses, und er befahl darauf dem General, nie wieder gegenwärtig zu seyn, wenn der Inspekteur sein Regiment würde ausrücken lassen.

Ein anderer Mann, der mit Recht einen großen Ruf in der preußischen Armee und in der Geschichte ihrer Siege hinterlassen hat, war der Generallieutenant

nant von Saldern. Der König schätzte ihn außerordentlich hoch, aber er war nicht gerne mit ihm in Gesellschaft. Saldern hatte den kleinen Fehler, daß er beständig in einem belehrenden Tone sprach, als wenn er seinen Officiers ein Manöver erklärte. Das Betragen des Königs gegen ihn blieb sich immer gleich; er zeigte ihm beständig eine gewisse Achtung und völliges Zutrauen; aber zu einer Art von Vertraulichkeit kam es selten. Saldern war ohnstreitig einer der stärksten Taktiker. Bei jeder Gelegenheit zeigte er sich als ein Mann von ungewöhnlicher Entschlossenheit und unerschrockenem Muthe; sein moralischer Charakter war edel und rechtschaffen; dabei aber besaß er vielen Stolz, und in seinem ganzen Betragen war etwas Steifes, und das, was man Pedantisches nennt.

Vom General Möllendorf kann ich Ihnen weiter nichts sagen, als daß auch dieser ganz vortrefliche, und gewiß nicht viele seines Gleichen habende Mann verschiedentlich die üble Laune des Königs ertragen mußte. Zuweilen erhob er sein Regiment ganz ausserordentlich, und kurz darauf erklärte er es wieder für eines der schlechtesten in der Armee. Manch-

mal behandelte er ihn mit einer vertrauten Freundschaft, und machte ihn zu seinen Gesellschafter; und zuweilen war er so kalt und unfreundlich gegen ihn, daß die preußische Armee einigemal in Gefahr stand, diesen Mann, der eine ihrer ersten Zierden ist, zu verlieren. Was ihm der König am öftersten vorwarf, bestand darinne: daß er seinen Officiers zu viele Freiheit ließ; und er war dieserhalb verschiedentlich mit ihm und mit seiner Inspektion unzufrieden.

Einer derjenigen Leute, die jahrelang, in dem Theile des Jahres, die der König selbst seine Ferien nannte, dessen Gesellschaft ausmachten, war der damalige Oberste und jetzige Generallieutenant von Prittwitz. Diese Zeit waren drei Wochen, die der König mehrentheils gleich nach seiner Rückkehr aus Preußen auf dem neuen Palais zubrachte. Der Oberste Prittwitz besaß nicht das, was man einen brillanten Verstand nennt. Er hatte nicht die litteralischen Kenntnisse, die die Gesellschafter der jüngern Jahre des Königs, oder solche Männer besaßen, wie in den neuern Zeiten, ein Quintus, Bastiani, der Bischof von Ermeland und ganz auf die letzt Lucchesini. Der König konnte mit ihm weder von philosophis-

losophischen Systems, noch von römischen oder griechischen Alterthümern sprechen, noch weniger mit ihm Verse machen. Allein seine beständige jovialische Laune ersetzte dieses alles. Mehr wie einmal sagte der König zu Quintus: „Je ne ris qu'avec Prittwitz.“ Dieser war so klug, daß er sich nie mit dem König in eine Art von Wortwechsel einließ, ohne selbigen jedoch durch ein ewiges Jasagen zu ermüden. Am meisten hütete er sich vor dem über kurz oder lang immer gefährlich werdenden Geschäfte eines Zuträgers. Er sprach nie ein Wort von jemanden aus der Armee; und wollte der König vielleicht ja einmal von so etwas anfangen, so wußte er immer das Gespräch sehr bald auf etwas anderes zu lenken. Die einzigen Menschen, die zuweilen Ursache gehabt hätten, über ihn und seine Einfälle zu klagen, waren die Berliner Damen, von denen er immer hundert kleine Geschichtgen vorräthig hatte, die den König belustigten, und ihn nie dahin kommen ließen, über ernsthaftere Gegenstände zu sprechen. Diesem allen ohnerachtet, erhielt er sich doch nicht bis zu dem Tode des Königs in dieser ausgezeichneten Gnade und Vertraulichkeit. Man hat zu vielerlei Gründe angegeben, warum ihn der König nach und nach von sich

entfernte, als daß ich den wahren recht genau bestimmen könnte. Vielleicht lag die Schuld daran, daß sie beide älter wurden, und nun einer den andern weniger unterhaltend fand. Vielleicht auch fand der nun, Generallieutenant, Chef des Gendarmes-Regiments und ein reicher Mann gewordene Prittwitz es jetzt weniger nöthig, so biegsam und geschmeidig zu seyn, als es der wegen seines Glücks noch nicht völlig sichere Oberste geglaubt hatte.

Der König sahe überhaupt nichts lieber um sich, als vergnügte Menschen und zufriedene Gesichter. Nichts war ihm lästiger, als wenn er Klagen hören mußte. Bis nach dem siebenjährigen Kriege hatte er sehr oft die Gewohnheit, wenn er in Potsdam auf die Parade kam, die Leute zu fragen: „Wie geht's euch?" Wenn sie dann nun, wie es fast beständig geschah, mit heiterem Gesichte ihm zuriefen: „Recht gut!" so freute er sich herzlich. Kurze Zeit darauf, nachdem die Regie war eingeführt worden, fragte er wieder einmal, auf einer sogenannten Geldparade, die Leute vom zweiten Bataillon Garde: „Nun, wie gehts, Grenadiers?" „Hundsvöttisch, Ihro Majestät," antwortete ihm gleich ein alter Grenadier

nadier mit verdrüßlichem Geſicht: „Warum denn?“ fragte der König weiter: „Ja!“ riefen gleich eine ganze Menge, „er hat wohl recht, jetzt müſſen wir unſer bischen Traktement alle in Tobak verrauchen.“ Der König wurde feuerroth und antwortete kein Wort. Des Abends war er nicht verdrüßlich, ſondern traurig. Sein Freund und Geſellſchafter Quintus wendete vergebens alles an, um ihn aufzuheitern. Endlich fragte er ihn: „Sind Ew. Majeſtät nicht wohl?“ Ach ja! „antwortete der König, wohl bin ich, aber ordentlich betrübt: auch die Freude, meine ehrlichen Grenadiers, die ſonſt immer ſo vergnügt waren, fragen zu können, wie ſie ſich befinden, iſt mir verdorben.“ Die Thränen traten ihm in die Augen, und ſo recht, wie vom Schmerz hingeriſſen, gab er Quintuſſen die Hand, und ſagte: „Gute Nacht, mein lieber Quintus, gehe er nach Hauſe, er iſt mir heute nichts nutze; glaube er mir, das Leben wird mir recht ſauer gemacht.“

Als er zum zweitenmal in Weſtpreußen war, begegnete ihm hingegen etwas, worüber er ſich lange Zeit ganz außerordentlich freute. Er blieb eine Nacht auf ſeiner Reiſe von Elbingen nach Möckerau

in Marienburg, einem kleinen westpreußischen Orte, wo er, in einem recht artigen Gartenhause abtrat. Er stand des andern Morgens wie gewöhnlich sehr frühe auf, besorgte seine Geschäfte und ging sodann in den gleich an sein Zimmer stoßenden Garten, an dessen Thüre er einen wohlgekleideten Mann stehen sah, mit welchem er folgende Unterredung hielt:

Der König. Was will er?

Der Mann. Ich wollte sehen, ob Ew. Majestät vielleicht etwas zu befehlen hätten.

D. K. Wie kommt er dazu?

D. M. Ich bin der Wirth dieses Hauses.

(Nun ging der König in Garten, und befahl ihm, mitzugehen.

D. K. So? ist das Haus und der hübsche Garten seine?

D. M. Ja Ihro Majestät, den Garten hat mein Vater angelegt.

D. K. Was ist er?

D. M. Ich bin Justizamtmann.

D. K. Justizamtmann? was Teufel ist das für ein Ding.

D. M. Ich bin das, in den Domänenämtern Ew. Majestät, was auf adlichen Gütern der Justiziarius oder Gerichtshalter heißt.

D. K. So! So! Da steht er sich wol gut?

D. M. Ja, Ihro Majestät ich bin zufrieden.

D. K. (Ihn freundlich auf die Achseln klopfend.) Er ist ein braver Mann. Er hat mir hier etwas gesagt, was ich seit vielen Jahren von keinem Menschen gehört habe; dafür, daß er mir die Freude gemacht hat, soll er jährlich hundert Thaler Zulage haben; aber schind' er mir ja die Bauern nicht, hört er wol?

Sobald der König aus Preußen wieder nach Potsdam zurückkam, hielt er allemal die sogenannte Ministerrevüe; das heißt: die Ministers mußten nach Potsdam kommen, von ihren Departements Rapport abstatten, ihre Rechnung ablegen; und der König warf die neuen Etats aus. Dies waren oft sehr kritische Stunden, diesmal aber, ging zu aller Ministers Verwunderung alles außerordentlich gut ab. Sobald sich der König an Tafel gesetzt hatte, sagte er zum Minister Massow, der damals das preußische Departement hatte: „Ach mein lieber

Massow, was habe ich diesmal in Westpreußen für eine Freude gehabt: Stelle er sich nur vor, da frag ich einen Amtmann, (nein, nicht Amtmann tout court, er war ein wenig mehr) ob er sich gut stehe, und der Mann antwortet mir: er sey zufrieden. Ach, Meßieurs, wie glücklich wäre ich, wenn ich das oft hörte." Beim Desert ließ er sich ein Glas Champagner geben und sagte: „Nun, Meßieurs, mein ehrlicher Amtmann in Preußen soll leben. Wenn er nach Preußen geht, Massow, den Mann lerne er ja kennen."

Im Grunde war überhaupt eigentlich die Laune des Königs mehr heiter als finster. Er besaß einen angebohrnen Hang zur Freude. Mürrisch und verdrüßlich zu seyn, war ihm nie natürlich. Ich habe gefunden, daß mehrentheils nur die Menschen, die das Unglück haben, sich mit nichts beschäftigen, und über nichts sich freuen zu können, diejenigen sind, die ihre Nebenmenschen, oder wenn sie zum Unglück für die Menschheit, auf einer höhern Stuffe stehen, ihre Untergebenen am meisten mit ihrer üblen Laune quälen. Beides war Friedrichs Fall nie, es fehlte ihm nie einen Augenblick an Beschäftigung, und es gab

gab sehr viel Sachen, die ihm Freude machten. Er saß z. B. gern lange am Tisch, brachte, wenn er Zeit übrig hatte, ganze Stunden mit aufmerksamer Betrachtung von Kunstwerken aller Art zu. Kein einziger Abend verging ihm ohne das Vergnügen des gesellschaftlichen Umgangs gefühlt zu haben. Musik, eine ausgebreitete bloß freundschaftliche Korrespondenz und die Wartung seiner Hunde, ließen ihm nie einen Augenblick übrig, der ihn so gedrückt hätte, daß er wäre verdrüßlich geworden. Wenn er es war, so war er es gewiß aus Gründen.

Er konnte selbst körperlichen Schmerz mit außerordentlicher Standhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes ertragen, und war besonders in seinen jüngern Jahren nie liebreicher, als wenn er krank war.

Wenn ihn das Podagra zuweilen wochenlang nöthigte in der Stube zu bleiben, so sagte er immer zum Obersten Quintus: „Nun mein lieber Quintus, komm er morgen hübsch bei Zeiten wieder, ich will auch gar nicht brummen.“

Kurz nach dem siebenjährigen Kriege, wo er eine lange Zeit so kränklich und schwächlich war, daß ihm die

die Aerzte riethen in ein Bad zu gehen, wählte er endlich das zu Landeck in Schlesien. Auf dieser Reise war er fast immer guter Laune, und alle seine Leute, die ihn dahin begleiteten, haben mich einstimmig versichert, daß er nie freundlicher gegen sie gewesen sey, als gerade in der Zeit. Er hat sie sehr oft mit dem liebreichen Zuspruch: „Nun Kinder, habt nur Geduld mit mir, ich mache euch freilich jetzt viel Last," aufgemuntert. In diesem Bade widerfuhr ihm ein ganz sonderbarer Zufall.

Als er sich einigermaaßen wieder erholt hatte, riethen ihm die Aerzte: so viel als möglich die freie Luft zu genießen. In dieser Absicht also, mußte ihn täglich einer seiner Pagen spazieren führen. So oft der Page den König unter den Arm faßte, sagte er ihm jedesmal: „Nimm mich ja in acht, und laß mich nicht fallen, denn ich bin sehr schwach." Als der Herr von Kessel auch einmal diesen sehr beschwerlichen Dienst verrichten mußte, und der König eben diese Ermahnung wiederholt hatte, so versicherte er: „Ihro Majestät möchten sich nur recht vest auf ihn lehnen, er wolle Sie schon halten." Er führte ihn eine ziemliche Weile herum, endlich kamen sie

ganz

ganz unvermerkt auf eine kleine Anhöhe. Der König wollte versuchen, ob er selbige zu ersteigen im Stande sey, und befahl also Kesseln ihn hinauf zu führen. Dieses ging sehr glücklich, der König blieb stehen, sahe sich eine Weile um, und sagte endlich: „Nun komm, wir wollen wieder nach Hause gehen.“ Kaum hatte der König einige Schritte bergunter gemacht, so fing er an zu gleiten, und der Page ließ ihn vielleicht aus Unachtsamkeit oder aus Mangel an Kräften fallen. Da der König mehr schlich als ging, so war der Fall nicht heftig, sondern er sank so ganz langsam zusammen, und kam gleich zum Sitzen. Kessel erschrack, wie leicht zu erachten ist, ganz außerordentlich, besann sich aber gleich auf einen wahren Pagenstreich. Er ließ sich nämlich eben so neben dem König nieder, und fuhr ihm zur Seite die kleine Anhöhe herunter. Er war leichenblaß und hatte die Augen voll Thränen, welches gewiß nicht Verstellung war; denn er sahe sich im Geist schon zu dem ersten besten Garnisonregiment als Freikorporal gesetzt. Der König bemerkte diesen seinen widernatürlichen Zustand, und rief ihm zu: „Mein Gott, was ist dir denn!“ „Ach Ihro Majestät,“ stammelte er, „ich bin so erschrocken, als ich Sie sinken sahe, weil ich nicht geglaubt

glaubt hatte, daß sie so schwach wären, daß ich mich nicht länger auf den Füßen halten konnte.“ „Armer Junge!“ antwortete der König; „du hast dir doch wol keinen Schaden gethan; ich sagte dir es jawol, daß ich sehr schwach wäre; nun künftig will ich einen Lakaien mitnehmen; so ein Schlingel ist nicht so schreckhaft.“ Kessel blieb noch immer wie halb betäubt sitzen.“ „Nun gieb dich doch nur zufrieden,“ sprach ihn der König freundlich zu, „und hilf mir wieder auf.“

Ich will nun freilich nicht ganz sicher dafür stehen, ob Friedrich, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, eben so sanftmüthig gehandelt haben würde. Friedrich, vor dem Baierischen Erbfolgekriege und nach demselben, waren beinahe zwei ganz verschiedene Menschen, hierüber will ich mich in meinem nächsten Briefe näher erklären. —

Siebenter Brief.

Jedermann, der den König in den letzten Jahren seines Lebens, und besonders von den Teschner Frieden an, sahe, und seine Handlungen bemerkte, mußte eingestehen; daß es schiene, als wäre er gar nicht mehr eben derselbe, der er vorher war. Freilich, wenn man, ohne einen Rückblick auf längst vergangene Jahre zurückzuthun, nur die letzten sechs bis sieben Jahre seines Lebens betrachtet, so scheint diese Veränderung plötzlich und unbegreiflich; oder man glaubt gar, man habe ihn vorher mit zu viel günstigem Vorurtheil betrachtet. Ziehet man aber in Erwägung, daß es vielleicht nur wenig Menschen und gewiß nie einen König gegeben hat, der mit so mancherlei Leiden und Verdruß, während seines ganzen Lebens hat zu kämpfen gehabt, als diesen; so wird man noch eher Ursache haben zu bewundern, daß er noch immer so blieb wie er war.

Ich will seine Lebensgeschichte nur mit einem Blicke durchlaufen, um diesen meinen Satz näher zu erklären.

Schon

Schon der Morgen seines Lebens war wie bekannt, mehr noch als trübe. Die Jahre der blühenden Jugend, die jeder Mensch beinahe in Freude zubringt, der Zeitraum, in welchem jedem Thronfolger, wie einer aufgehenden Sonne, gopfert wird, mußte er bei einem grämlichen Vater, auf der Festung, oder in einer elenden kleinen Garnison zubringen. Den Freund seines Herzens muß er unter der Hand des Henkers sterben sehen, und sein eigenes Leben hängt an einem seidenen Faden.

Endlich besteigt er den Thron; er ist großmüthig genug sich an keinen einzigen von denjenigen zu rächen, die seinen Vater gegen ihn und seine Freunde aufgehetzt haben. Er ehrt in seinen Schriften und Handlungen, das Andenken seines Vaters. Aus Achtung für ihn, wagt er es nicht einmal, dessen hie und da etwas gothischen Geschmack, der sich in verschiedenen Montirungen in der Armee und an mehreren Sachen zeigte, zu verändern. Als ein Herr von acht und zwanzig Jahren, entsagt er schon freiwillig allen gewöhnlichen Freuden des Lebens, wählt sich nur einigen litterarischen Zeitvertreib und lebt nur für seine Pflicht.

Das

Das Glück lächelt ihn an, er entwirft den groſsen Plan ein Herzogthum zu erobern, und er ſieht ſich in dem Beſitz deſſelben, ehe der Plan noch recht völlig ausgearbeitet zu ſeyn ſcheint. Unbegreifliche, in der Staatskunſt begangene Fehler ſeiner Nachbarn geben ihm die Gelegenheit den letzten Reſt des Landes, welcher bei dem erſten Eroberungsplan, gleichſam überſehen ward, vollends im Beſitz zu nehmen.

Nun arbeitet er eilf Jahre lang mit unermüdeten und menſchliche Kräfte faſt überſteigenden Fleiſſe, an Verbeſſerung ſeiner Staaten und an Erſchaffung einer neuen Armee. Zufällige Mißverſtändniſſe, nicht tief genug überdachte Rathſchläge, vielleicht etwas Eigenſinn; kurz, verſchiedene in ewiges Dunkel gehüllte Urſachen verwickelten ihn in einen Krieg, desgleichen noch nie war geführet worden, und vielleicht nie wieder geführet werden wird. Er ſiegt faſt beſtändig, macht Meiſterſtücke der Kriegskunſt, und ſteht doch mehr als einmal am Rande des Verderbens.

Nach ſechs Jahren, die ihm gewiß ſaurer wurden, als irgend einem Menſchen in ſeiner ganzen

Armee, ſieht er ſich von ſeinem einzigen Bundsgenoſſen verlaſſen, und hat doch noch Muth, Kraft und Entſchloſſenheit genug, ſeinen Feinden vorzuſpiegeln, als bedürfe er des Friedens noch lange nicht; endlich muß er ihn doch ſchließen, ohne eine Spanne Land zu erobern, und ohne daß ſeine Feinde, die er ſo oft beſiegt hatte, minder gefährlich für ihn geworden wären.

Mit einer aufgeriebenen Armee, kehrt er in ein verwüſtetes Land zurück. Er muß mehr thun, als ein gewöhnlicher Menſch nur zu denken vermag, um den Schaden wieder zu heilen, welchen jener Krieg, den er mit Glück, mit Ruhm, und mit ſo übernatürlicher Kunſt geführet, ſeiner Monarchie gethan hat. Er verſucht ſogar das letzte Mittel, was ihn um einen Theil der Liebe ſeiner Unterthanen brachte: Um den erſchöpften Schatz bald wieder zu füllen, führet er, die ihm im Grunde ſelbſt verhaßte Regie mit allen ihren Gräueln ein.

Gleich nach dieſem ſonderbaren Kriege, der ihm außer dem Lorbeerkranz des Helden, durchaus gar nichts geholfen hatte, erliegt ſein Körper unter der

Laſt

last der ausgestandenen Strapazen. Er, der so innig lieben konnte, der so gern zärtlich liebte, findet nun einen Gegenstand, an welchen sich sein ganzes Herz hängt; und er muß in kurzer Zeit den Schmerz erleben, auch diesen so zärtlich geliebten Neffen, Heinrich, zu verlieren. Diese seinem Herzen so tief geschlagene Wunde vermochte selbst, die alles heilende Zeit kaum zu lindern. Noch flossen seine Thränen, über diesen so unerwarteten als schmerzhaften Verlust, als er wieder einen Auftritt in seinem Hause erlebte, welchen weitläuftig zu beschreiben, ich hier für unschicklich halte: bei welchem er aber so viel litt, daß er mehr als einmal in einer Art von Verzweiflung ausrufte: „je commence à croire l'enfer; car je souffre come un damné." Diese Begebenheit, in welcher eine Person, die er bis zum anbeten liebte, die Hauptrolle spielte, konnte ihm unmöglich die Menschen überhaupt sehr empfehlen. Er fing an sie zu verachten, und es kostete ihm Mühe, sie nicht zu hassen. Von diesem schrecklichen Augenblicke an, veränderte sich sein Charakter recht sichtbar. Er zog sich von den Menschen zurück, sahe nur immer ihre üblen Eigenschaften, und fing an zu glauben, Güte und

Nachsicht verderbe sie, und man müsse sie mit aller nur möglichen Strenge behandeln.

Dieser heftigen Anfälle des Schicksals ohngeachtet, die so gerade auf sein Herz, auf sein Selbst losgingen, verlor er doch das Wohl seiner Staaten, und die Größe seines Ruhms nicht einen Augenblick aus den Augen. Er faßte den großen Gedanken, die Theilung von Polen in Vorschlag zu bringen, und war glücklich genug, ohne Schwerdtstreich, sein Land durch die schöne Provinz von Westpreussen ansehnlich zu vergrößern, so wie seine Einkünfte beträchtlich zu vermehren. Aber auch bei dieser Unterhandlung mußte er den großen Verdruß leiden, daß eine Stadt, die wegzunehmen ihm nur einen Befehl zum Angriff gekostet hätte, sich ihm widersetzen konnte. Danzig als die eigentliche Perle der ganzen Besitznehmung mußte davon ausgeschlossen bleiben, und die ganze Sache war beinahe nur so gut wie halb gethan. Er mußte sogar geschehen lassen, daß seine zwei gefährlichen Nebenbuhler, Oesterreich und Rußland mehr bei dem von ihm entworfenen Plane, der ihm manche schlaflose Nacht gemacht hatte, gewannen als er.

Nach

Nach einigen wenigen Jahren verlor auch diese Puppe, mit welcher sich der nun alt zu werden beginnende König so gern beschäftigte, den Reiz der Neuheit. Die neue Provinz vermehrte seine Geschäfte, seine Einkünfte, aber nicht seine Freude mehr.

Seine Armee verlor kurz darauf einen ihrer ersten Männer, den unvergeßlichen Seidlitz, und ihm selbst wurde ein Freund nach dem andern von der Seite gerissen. Quintus, der länger als zwanzig Jahre sein täglicher Gesellschafter, beständig sein treuer Freund, und sehr oft sein weiser Rathgeber gewesen war, starb. Als Mensch betrachtet, war ihm dieser Verlust gewiß eben so schmerzhaft, wie ihm, als König betrachtet, der einer Provinz nur immer hätte seyn können. Auch seinen alten Lehrmeister, den Freund seiner Jugend, seinen ehrlichen Quantz mußte er verlieren, und er drückte das innere Gefühl seines Herzens bei der Nachricht von dessen Tode sehr rührend mit den Worten aus: „Soll ich denn alle meine Freunde verlieren? Bald, bald werde ich ganz einsam in der Welt seyn.“

Der Verluſt ſeiner Zähne beraubte ihn ſeines Lieblingszeitvertreibs, er mußte ſeine Flöte, mit der er ſich in ſo mancher trüben Stunde aufgeheitert hatte, weglegen, und ſein Gehör nahm nach und nach ſo ab, daß die Muſik, die er ſonſt mit Leidenſchaft liebte, alle ihre Reize für ihn verlor.

Seine Kräfte nahmen mit jedem Jahre ab, und ſeine üble Laune nahm zu, wie dieſes bei alten Leuten der Fall iſt. Er hofte indeß gewiß den Reſt ſeines Lebens, wenn auch nicht in Freude, doch wenigſtens in Ruhe zuzubringen. Trophäen gab es für ihn nicht mehr; Eroberungen machte er jetzt, wenn er ja daran dachte, im Kabinet. Um noch einmal das Wohl ſeiner Staaten und den Ruhm ſeiner Waffen aufs Spiel zu ſetzen, dazu war ſein Blut zu ruhig geworden: er ließ es alſo, wiewohl vermuthlich mit innern Widerwillen geſchehen, daß Rußland ein ſo entſcheidendes Uebergewicht über die Türken gewann. Er ſuchte ſich dies furchtbar werdende Reich durch andere Verbindungen näher zu bringen. Er verwendete auf dieſe Unterhandlungen beträchtliche Summen. Sie machten ihm einige höchſt unangenehme Familienverdrüßlichkeiten, und brach-

brachten ihn um einen seiner ältesten Freunde, den Generallieutenant Lentulus, mit welchem er über sein Geschäft, den Großfürsten nach Berlin zu holen und wieder zurückzubringen, Ursachen zu haben meinte, nicht zufrieden zu seyn. So künstlich und mühsam der König das Band mit dem Russischen Hofe zu machen bemüht war, so blieb es doch nur immer sehr unzuverläßig.

Sein Nachbar Joseph verführt durch falsche Berichte, die ihm sein Gesandter von der körperlichen Schwäche des Königs machte; vermöge deren er kaum vermögend seyn sollte vom Stuhle aufzustehen; wurde endlich so übermüthig, daß er sein Reich durch eine mit Gewalt an sich gerissene Erbschaft vergrößern wollte, und nöthigte also den königlichen Greis noch einmal das Schwerdt zu ziehen, von welchem er selbst fühlte, daß es seinen Händen zu schwer zu werden anfing.

Er, der zwei und zwanzig Jahr früher den Feind aufsuchte, und ihn angriff, ehe er sich Zeit ließ zu untersuchen, ob er wirklich es zu thun genöthiget sey; versuchte jetzt alle Mittel, um sich da-

von los zu machen. Er negozirte, that Vorschläge, wendete sich an alle Höfe, aber umsonst, er mußte marschiren. Er that es aber mit fühlbarem Verdruß.

Es war gewiß eine sonderbare Begebenheit. Die beiden kriegführenden Monarchen täuschten gleichsam einander beide, und mußten einsehen, daß sie beide, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, ohne ihren Wirth gerechnet hatten. Joseph, und seine Mutter noch mehr, erschracken, als sie sahen, daß der König, von welchem sie glaubten, er könne kaum mehr gehen, auf einmal an der Spitze seines Heeres an ihrer Grenze stand; und Friedrich war nicht minder verwundert zu sehen, daß der Kaiser, den er immer als einen jungen Burschen betrachtet hatte, nicht gleich nachgab, da er sahe, daß er zum Kampfe so fertig war.

Man setzte die Unterhandlungen in nichts entscheidenden Briefen fort, und fing während der Zeit den Krieg mit unbedeutenden kleinen Gefechten an.

Schon

Schon am zweiten Tage sahe die Armee, daß ihr König zwar an ihrer Spitze stand; aber sie bemerkte auch nur zu deutlich, daß es nicht mehr jener feurige Held war, der sie zu Wunderthaten führte. Es war ein bedenklicher Feldherr geworden, der einen Angrif zu vermeiden, und um gehörige Sicherheit besorgt zu seyn schien.

Sie hatte, da ihr Ausmarsch so plötzlich und zum Theil ihre Märsche so sehr forcirt gewesen waren, geglaubt, sie solle blos zum Siege fliegen, und mußte hingegen in zum Theil höchst beschwerlichen Kantonirungsquartiren nun anfangen zu exerciren; und ein beträchtlicher Theil derselben mußte sich im Lager bei Wiste verschanzen. Bei Eröffnung der Kampagne selbst wurde sie mit beschwerlichen Hin- und Hermärschen ermüdet, und durch die ihr beständig fast ganz unbekannte Schanzarbeit verdrüßlich gemacht. Der Artillerietrain war beim Einmarsch in Böhmen schon in solchen Umständen, wie er sonst kaum bei Beendigung eines Feldzuges gewesen war. Die Kavallerie litt durch Mangel an Fourage, durch üble Witterung, durch beständige äußerst fatigante Märsche mehr, als sie hätte leiden kön-

können, wenn sie drei solche Bataillen als die Zorndorfer war, geliefert hätte. Der König hatte so gewiß den Krieg zu vermeiden gehofft, daß er nicht einmal für einige leichte Infanterie gesorgt hatte: die Feldinfanterie mußte also diesen beschwerlichen und ihr völlig ungewöhnlichen Dienst auch thun.

Alles dieses, und vorzüglich die unglaubliche Nachläßigkeit, mit welcher die Kranken, deren die Armee eine ganz ungeheure Menge bekam, in den Lazarethe behandelt wurden; woran nur einige Schurkenstreiche derjenigen, vorzüglich eines gewissen Herrn von Zinnendorf, Schuld waren; brachten eine Art von Desertionswuth in die Armee. Dieses machte den König noch verdrüßlicher. Man kann fast sagen, er gab keine Befehle mehr, sondern er theilte blos Verweise aus. Dabei verursachte die gewaltige Abnahme seines Gedächtnisses, die ihm das, was e[illegible]tern befohlen hatte, heute wieder vergessen mach[illegible] manche wichtige Irrungen. Man sahe es ihm an, daß ihn der Krieg ekelte, und ihm die Armee verhaßt wurde. Er war fast beständig verdrüßlich, und schien sich zu freuen, wenn er Gelegenheit haben konnte zu schelten.

Kein

Kein Mensch wagte es mehr ihn nach etwas zu fragen; oder wenn er einen Gedächtnißfehler begieng, ihn wieder zu rechte zu weisen. Man muß aber auch bekennen, daß den jetzt regierenden Herzog von Braunschweig ausgenommen, kein einziger Mensch bei seiner Armee war, zu dem er Zutrauen hatte und haben konnte.

Tauenzien fing an sehr alt zu werden, und fürchtete sich jetzt mehr vor der übeln Laune des Königs, als vor dem Feind. Werner hatte sich ganz überlebt, er war fast immer kränklich und betete mehr den Rosenkranz, als daß er die Vorposten visitirte. Wunsch hatte das Unglück verliebt zu werden, und es lag gewiß nicht an ihn, daß Glatz nicht eben so gut weggenommen wurde, wie Habelschwerdt, an welchem letztern Verluste er ganz allein Schuld war. Stutterheim, der nie mehr gekonnt hatte, als höchstens eine Brigade gegen den Feind zu führen, that nichts anders, als für seinen Beutel zu sorgen. Mit Dalwigen konnte sich der König nicht entschließen vertraulich zu sprechen. Mit Tadden sprach er gar nichts. Mit dem General Prittwitz war er über den Fuß gespannt.

Mit

Mit seinem Bruder, und dessen Art, die Armee auf der andern Seite in Böhmen einzuführen, war er höchst unzufrieden. Der jetzt regierende König fing, wenn ich so sagen darf, seine militärische Laufbahn damals eben unter diesen mißlichen Umständen an, und hatte nur selten Gelegenheit mehr als jeder andere General, der eine Brigade führt, leisten zu können.

Diese ganze Art eines Defensivkrieges war der preußischen Armee zu neu. Ueber dieses ließen die ewigen Negotiationen dem Feinde zu viel Zeit sich immer fester zu setzen. Sie hatten sich zuletzt nicht verschanzt, sondern vergraben. Die große Menge vortreflicher leichter Truppen machten, daß die kaiserliche Armee ungleich weniger als die preußische ermüdet wurde, und daß sie manchen kleinen Vortheil über einige Posten der letztern gewann.

Zu allen diesem kamen noch zwei Vorfälle, die dem König, wieder blos als Mensch betrachtet, überaus schmerzhaft seyn mußten. Wenig Monate nach Eröfnung dieser ihm so äusserst unangenehmen Kampagne verlor er seinen Freund und Gesellschafter,

ter, den Generallieutenant von Krockow. Nun hatte er gar Niemand mehr, mit dem er vertraut plaudern, oder nach seiner Art scherzen konnte. Kurz darauf begieng sein Vertrauter, der Mann, der seit zwanzig Jahren sein unumschränktes Zutrauen gehabt hatte, der General Anhalt, aus Bosheit oder aus Tollheit einen so groben Fehler, den ich, da ich nicht Willens bin, die Geschichte dieses Feldzugs zu schreiben, nicht näher bestimmen mag. Anhalt kam auf die Festung; und was konnte dem Könige wol bitterer seyn, da er wußte, wie sehr die Armee diesen Mann haßte, daß er ihn mußte vor ihren Augen so tief fallen sehn. Er sahe, daß sie sich darüber freuete, und diese Freude brachte ihn noch mehr gegen sie auf. Ja! ich bin überzeugt, daß er ihr selbige nie vergeben hat.

Sobald die Jahrszeit es nur einigermaßen entschuldigte, verließ der König Böhmen mit dem größten Theile seiner Armee; und er für seine Person verbarg sich gleichsam in Breslau vor den Augen der ganzen Welt. Er ließ, so zu sagen, keinen Menschtn vor sich; und erlag fast unter Verdruß und Kummer. Die in übeln Postirungsquartiren

tiren den Winter zubringende Armee litt hie und da einige höchst unangenehme Schlappen. Seine Mishelligkeit mit seinem königlichen Bruder stieg sehr hoch. Der General Möllendorf mußte mitten im Winter die mit dem Feldmarschall Laudon geschlossene Konvention brechen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich gleich, daß die Preußen noch immer die alten waren, sobald sie auf die ihnen gewöhnliche Art Krieg führen können. Sie machten in kurzer Zeit die schöne Expedition bei Gabel. Sobald der König davon Nachricht bekam, ließ er den General Tauenzien rufen, und sagte ihm: „Nun sieht er wohl, Herr, die Regimenter können doch noch was, wenn sie ordentlich geführt werden; aber von meinen holt der Teufel immer eins nach dem andern.“

Daß es nicht an der Güte der Truppen, oder an dem Werthe der damaligen Kommandeurs und Stabsofficiers der königlichen Armee lag, wenn die Sachen nicht besser giengen; sondern blos an der Art, wie diese Armee geführt und behandelt wurde, davon kann wol nichts einen untrüglichern Beweis geben, als daß der Herzog von Braunschweig mit einem

einem unbeträchtlichen Korps den ganzen Winter durch den Theil von Oberschlesien so vollkommen deckte, welchen der König aus bloßem Eigensinn behauptet wissen wollte. Aber auch gewiß nur dieser über alle Begriffe erhabene Feldherr konnte dies bewerkstelligen. Seine, so ganz nach den Regeln der Kriegskunst genommene Dispositionen waren allerdings so beschaffen, daß sie den Feind abwehren konnten, wenn er etwas recht entscheidendes hätte wagen wollen. Allein das wäre hier nicht hinreichend gewesen, wenn nicht die unnachahmliche Art, womit dieser große Mann seine Untergebenen, vom Ersten bis zum Geringsten zu behandeln weiß, das Korps so weit gebracht hätte, daß es die unbeschreiblichen Strapazen, die es während dieser Winterpostirung aushalten mußte, immer mit gutem Willen ertrug, und bei jeder Gelegenheit mit Muth und Unerschrockenheit zeigte. Selbst die groben Fehler, die der Generallieutenant von Stutterheim begieng, wußte er auf die beste Art wieder gut zu machen. Kurz, man muß die Lage, worin sich dieser Fürst befand, genau kennen, um sich einen rechten Begriff von der Geistesgröße zu machen, die er dabei zeigte.

Kaum

Kaum war der Waffenstillstand bekannt gemacht, so ließ der König den Herzog von Braunschweig nach Breslau kommen. Er sehnte sich ordentlich nach guter Gesellschaft, und ich weiß sehr genau, daß die Armee diesem vortreflichen Fürsten die Dienste, die er ihr während dieses seines Aufenthalts in Breslau und auf der Reise mit dem Könige nach Berlin, leistete, nie genug verdanken kann. So oft der König von einem Regimente oder Officier übel sprach, so suchte er jederzeit selbige zu vertheidigen und aufs beste zu empfehlen. Auch hat man es sehr deutlich gesehen, daß diejenigen Regimenter, die das Glück gehabt hatten, unter seiner besondern Ordre zu stehen, am wenigsten gemishandelt wurden.

Nun kam der königliche Greis krank, über alle Begriffe verdrüßlich, mit der Armee im allerhöchsten Grade unzufrieden, und ohne Freund, der ihn hätte aufheitern können, (denn der Herzog ging bald darauf nach Braunschweig) wieder nach Potsdam zurück.

Sein alter Freund Zieten war traurig und mißmüthig. Er konnte es nie verschmerzen, daß sein Regiment Einschub und die üble Laune des Königs

in

in einem so hohen Grade hatte fühlen müssen. Wer nur konnte, entfernte sich vom Könige so viel als möglich, und dieser wurde immer finsterer und zog sich immer mehr von den Menschen zurück. Viele Officiers der Arme, die gesehen hatten, daß auf einmal alles so ganz anders wurde, als wie es sonst gewesen war, foderten ihren Abschied. Da es sich traf, daß darunter verschiedne Churländer und einige Oberschlesische Grafen waren, so ließ der König gleich die ganz sonderbare Ordre ergehen: daß von nun an kein Churländer und kein Graf mehr, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß, ihm zum Officier sollte vorgeschlagen werden. Jeder Officier, der Urlaub verlangte, lief Gefahr, weggejagt zu werden. Er kaßirte eine Menge Officiers, die bei Regimentern standen, denen in der Campagne etwas Nachtheiliges widerfahren war, auf die ungerechteste Weise. Mit einem Worte: er zeigte der Armee bei jeder Gelegenheit, daß er gegen sie aufgebracht sey.

Kaum war der König ein halbes Jahr aus dem Felde zurück, so ereignete sich die sonderbare Geschichte mit dem berühmten Müller **Arnold**. Der König sahe sehr bald ein, daß er sich bei dieser Gelegenheit

übereilt, und seine Gerechtigkeitsliebe durch eine offenbare harte Ungerechtigkeit hatte beweisen wollen. Selbst dieses unangenehme Bewußtseyn machte ihn noch ärgerlicher; auch gab dieser Vorfall Gelegenheit, daß mehr als hundert von Justizbeamten begangene Ungerechtigkeiten bekannt wurden.

Ein unangenehmer Vorfall bot gleichsam immer dem andern die Hand, um ihn immer mehr in der Meinung zu bestätigen, daß ihn alles hinterginge und niemand seine Schuldigkeit thäte. Einer seiner Minister, dem er sein grenzenloses Zutrauen geschenkt hatte, ward ihm mit einemmale als ein Staatsverbrecher und Betrüger bekannt. Er mußte fast alle Stabsofficiers eines Dragonerregiments kaßiren, weil sie der niedrigsten Betrügereien überwiesen wurden. Von einem seiner Lieblinge, dem Kammerhusaren **Döhsen**, wurde er bestohlen und mußte den unangenehmen Auftritt erleben, daß sich dieser Unglückliche in seiner Vorkammer todtschoß. Mich dünkt doch, dies sind wahrhaftig Veranlassungen genug, um eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe von den Menschen überhaupt zu bekommen; und leider! ist es nur zu oft der Fall, daß das menschliche Geschlecht nicht viel

ge-

gewinnt, wenn man Gelegenheit gehabt hat, so wie der König, es vierzig Jahre hindurch kennen zu lernen.

In dieser finstern Stimmung war er, der so gern vertraut mit einigen Menschen umging, beinahe ganz einsam. Das Schicksal führte ihn zwar ganz von ohngefähr den Marquis von Luchesini zu. Dieser Mann besaß gewiß alle zu seinem Gesellschafter erforderliche Talente; aber die Bekanntschaft war noch gar zu neu; und wem ist unbekannt, daß es einem immer schwerer ankömmt, je älter man wird, mit jemanden recht vertraut zu werden. Herr von Luchesini war ein schöner Geist, voller Kenntnisse, und ein angenehmer Gesellschafter; aber der König konnte nicht mit ihm, was er so gerne that, von alten Begebenheiten, von seinen Zeitgenossen, von Regierungsereignissen und dergleichen Dingen sprechen. Dies Vergnügen mußte er bei diesem Gesellschafter, dem alles dieses fremd war, ganz entbehren; und man verliert doch gewiß sehr viel, wenn man niemanden mehr hat, zu dem man sagen kann: „Wissen Sie wohl noch, wie wir da waren; was wir zu der und der Zeit thaten? Erinnern Sie sich dieses oder jenes unserer Bekannten noch?“

Von allen alten militairischen Bekannten blieb dem König niemand mehr übrig, als der General von Rhodig, der Oberste von Götz, der aber auch bald wegkam und ein Regiment erhielt; die Grafen von Görz und von Hort; aber sie waren doch bei weitem dem Könige das nicht, was ihm Quintus, Bastiani, Buddenbroek, Prittwitz, Anhalt, Seidlitz, Krockow, Lentulus, Lord Marschall und einige seiner ältern Freunde gewesen waren.

Der einzige Mann, den die Armee mit Ehrfurcht liebte, den der König selbst wie einen Freund verehrte, und den Europa mit Recht bewundert, der Herzog von Braunschweig, der ihn für alles dieses hätte schadlos halten können, konnte leider! nur sehr selten bei ihm seyn, da er kurz nach dem bayerischen Erbfolgekrieg die Regierung seiner eigenen Staaten, deren Glück er so ganz vollkommen macht, antrat.

Mich dünkt, das, was ich hier in gedrungener Kürze von den Lebensumständen des Königs gesagt habe, kann beweisen, wie wenig man Ursache hat, sich zu wundern, daß der König in den letzten Jahren seines Lebens in hohem Grade verdrießlich, mit sei-

ner eignen Lage unzufrieden und gegen die Menschen aufgebracht war, und sie dieserhalb zuweilen etwas unsanft behandelte. Sie hatten in seinen Augen ausserordentlich viel verloren; und der König hatte niemanden mehr, der sie gegen ihn vertheidigte, wie es sonst Quintus oft mit Philosophie, Prittwitz mit Laune, der alte Zieten in seinem ganz eigenen Tone, und Seidlitz mit edlem Stolze that. Es war fast nichts mehr da, was dem Könige Zerstreuung oder Aufheiterung geben konnte. Er mußte sich fast ununterbrochen seiner finstern und zuweilen schwermüthigen Laune überlassen. Selbst auf dem Thron wird ein zu einförmiges und immer mit Unannehmlichkeiten durchflochtenes Leben am Ende lästig: und ich gestehe, daß ich mich oft gewundert habe, daß der König unter allen diesen Umständen nicht noch menschenfeindlicher wurde, als er es war. Gewiß, es gehört eine solche Größe des Geistes, und ein so kultivirter Verstand, als Friedrich besaß, dazu, um das alles auszuhalten. Man nehme einen Sterblichen, aus welcher Klasse man will, der beständig Schmerzen des Körpers leidet, seine Freunde alle von sich entfernt sieht; man quäle ihn dabei mit lauter unangenehmen Nachrichten; lege ihm Beweise vor, daß,

aller seiner angewendeten Mühe ohnerachtet, seine Angelegenheiten doch nicht so gut gehen, als wie er denkt; zeige ihm die Menschen immer auf der übelsten Seite; spiegle ihm noch überdies eine unangenehme Zukunft vor; dann mögte ich wohl sehen, ob er noch so bleiben würde, wie Friedrich blieb? —

Sein letztes großes politisches Werk, das er mit Vergnügen und unermüdetem Fleiße betrieb, war der deutsche Fürstenbund. Ich bin zu wenig in den Geheimnissen der Staatskunst eingeweiht, um mit Zuverläßigkeit bestimmen zu können, ob dieses Werk würklich den großen Werth hatte, den er damit verband, und welchen man ihm ziemlich allgemein beigelegt hat. Es war indessen doch immer beinahe die letzte Freude, die der König erlebte; und bekanntermassen ist auch ein eingebildetes Vergnügen darum nicht minder eine angenehme Empfindung. So wird und muß es seyn, so lange Menschen Menschen bleiben; und mehr konnte und wollte ja dieser außerordentlich große Mensch nichts seyn.

Gewiß, wir sind ungerecht, wenn wir auch von einem Könige mehr verlangen, als er leisten kann; und

und wo iſt bis jetzt noch der Regent, der das geleiſtet hat, was dieſer that? Möchten alle zum Herrſchen beſtimmte Sterbliche ſich nur immer nach dieſem Muſter bilden! — wir wollten gerne ihre von der Menſchheit unzertrennlichen Schwächen mit Ehrfurcht ertragen. Können ſie denn noch gerechter, noch milder ſeyn, als es Friedrich war; ſo wollen wir die Vorſicht preiſen, daß ſie ſie uns gab; und ihre Zeitgenoſſen werden es der Nachwelt erzählen, daß ſie um ſo viel vollkommner waren, als Er.

Achter Brief.

In einem meiner vorigen Briefe sagte ich Ihnen, daß die Inspektionen, die der König, kurz nach dem siebenjährigen Kriege, in seiner Armee einführte, ihr mehr geschadet, als geholfen hätten. Ich will jetzt suchen, Ihnen dieses ganz kürzlich zu erweisen.

Der König errichtete sie deswegen, weil ihm das weitläuftige Detail der Armee bei seinen sich immer mehr vermehrenden Geschäften und abnehmenden Kräften anfing beschwerlich zu werden. Er wollte nicht mehr mit jedem Regiments-Chef in Korrespondenz stehen; nicht jeden Rapport einzeln annehmen, sondern sich nur immer provinzenweise von den darinne liegenden Regimentern alle Anfragen und Meldungen im Ganzen vortragen lassen. Ueberdies hofte er dadurch noch mehrere Egalität in den Regimentern einzuführen. Dem äußern Anscheine nach versprach dieses sehr viel Gutes, aber es war würklich nur Anschein. Die Geschäfte wurden weitläuftiger und langsamer betrieben, wie das bei allen Sachen erfolgen muß, die durch mehrere Hände gehen, ehe sie an ihren rechten Bestimmungsort gelangen. Die Truppen litten dabei auf mancherlei Art. Die Regimenter der Inspekteurs wur-

wurden bei der Kavallerie und Infanterie sehr bald ungleich schöner und ansehnlicher, als die andern. Selbst ein nur halber Sachverständiger mußte, ohne daß er es wußte, gleich rathen können, welches das Inspekteurregiment war, sobald er die Truppen einer Provinz zusammen sah. Ein zweiter noch viel erheblicherer Nachtheil war der: daß aller zu besorgender Einschub nur höchst selten ein solches Regiment betraf. Im Gegentheil versorgten die Inspekteurs die andern Regimenter nur zu leicht selbst mit Einschub. Bald war es ihr Adjutant, der, wenn er einige Jahre diesen sehr bequemen Dienst versehen hatte, avanciren mußte; bald war es ihr Herr Sohn oder sonst ein Verwandter, der dem Könige empfohlen ward; und dann fand sich ganz leicht in einem Regimente ein Officier, der weggeschaft werden konnte. Dazu waren vorzüglich die damals vorhandenen Garnisonregimenter ganz vortreflich. — Ein Officier, der einem solchen Günstling Platz machen mußte, war entweder invalid, oder nicht von guter Familie, oder man hatte sonst etwas gegen seine Aufführung, und mußte es immer so einzurichten, daß er diese honette Art von Kassation noch für eine Wohlthat erkennen mußte. Auf diese Art verlor die Armee ge-

wiß jedes Jahr wenigſtens einige ſehr gute und brauchbare Officiers. Inſpekteurs, die ſo dachten, wie Ramin und Stutterheim, ließen nicht eine Revüe vorbei, ohne wenigſtens einige Officiers auf dieſe Art unglücklich gemacht zu haben. Vorhero, wie der König ſich noch genauer um alle dergleichen Sachen ſelbſt bekümmerte, nahm ſich vielleicht doch wohl der Chef, wenn der König einmal auf den unglücklichen Einfall kam, einen Officier wegjagen zu wollen, ſeiner an. Nunmehr aber fiel dies weg; denn nun mußte der Chef gleichſam zwei Feuer aushalten. Er mußte ſich erſt mit dem König und alsdann noch mit dem Inſpekteur herumzanken, wenn er einen ſolchen Officier erhalten wollte. Oft ſogar erfuhr er von dergleichen Dingen nicht eher etwas, als bis es zu ſpät war, auch bei dem beſten Willen etwas dagegen zu thun.

Außer ſeinem eigenen, hatte der Inſpekteur mehrentheils wenigſtens noch ein Lieblingsregiment in ſeiner Inſpektion, oder er trug Bedenken denjenigen, deren Chefs älter als er ſelbſt waren, etwas nachtheiliges nachzuſagen. Gegen einige mußten ſie Erinnerungen machen, denn wenn ſie immer alles lobten, ſo glaubte der König entweder ſie verſtünden die

Sache

Sache nicht recht; oder ſie hätten ſich nicht gehörig darum bekümmert. Es blieben alſo immer einige Regimenter in der Armee, welche die Sünde aller übrigen tragen und büßen mußten.

Wenn der Inſpekteur gerade nicht recht gewiß wußte, wie er mit dem Könige ſtand, ſo trug er Bedenken die an ihm ergangene Nachfragen um Verabſchiedung der Officiers, Beurlaubung derſelben, Erlaubniß zum Heirathen, u. d. gl. dem Könige vorzutragen, wodurch die Officiers ſehr oft von einer Revüe zur andern aufgehalten, und in unangenehme Verlegenheiten geſetzt wurden. Alles dieſes beweiſt doch gewiß, daß die Armee durch die Inſpektionen nichts gewonnen hat.

Die wahre goldene Zeit der Armee, war ohnſtreitig der Zeitpunkt von der Thronbeſteigung des Königes bis zum Hubertsburger Frieden. Nach demſelben verlor ſie beträchtlich, von allen ihren Vorrechten. Ihr Bezahlungsetat wurde, wenigſtens in Anſehung deſſen, worauf es beruht, ob man einen Dienſt gut nennen kann; ich meine den, der Compagniechefs, vermindert. Die Inſpekteurs bekamen faſt deſpotiſche Gewalt; die Regie ſelbſt bekam eine Art von Herrſchaft über die Truppen.

Es

Es schlichen sich allerhand lästige Neuerungen ein, von welchen sonst Niemand etwas gewußt hatte. Die durch den General von Wartenberg gelieferten Montirungsstücke wurden alle Jahre schlechter. So blieb es, bis zum Teschner Frieden. Von der Zeit an, wurde die Armee fürchterlich behandelt: und es gab nur wenig Regimenter, welche die üble Laune des Königes nicht auf eine drückende Art fühlen mußten. Sie hätte zittern mögen, wenn sie sich den Fall hätte denken können, nach einem wieder ausbrechenden Kriege noch üblern Begegnungen ausgesetzt zu werden, als ihr bereits seit den letzten zwei Kriegen widerfahren waren.

Alles dieses, was ich so eben bereits gesagt habe, sollte beinahe zeigen, als widerspräche ich mir sehr gröblich, da ich in einem meiner vorigen Briefe behauptet habe, der preußische Militairdienst sey immer unter allen möglichen der beste gewesen. Eine Sache kann indeß nach vierzig Jahren viel von ihrer Vollkommenheit verlieren, und doch noch immer, in Vergleich mit andern ihres Gleichen, die allerbeste bleiben. Dieser Fall tritt gerade hier ein. Bei dem Antritte der Regierung des Königes stand jeder Kompagnie-Chef durch die Bank an drei tausend Thaler jährlich,

und

und dieses nenne ich vollkommen gut stehen. Nach dem siebenjährigen Kriege stand nach dem neu eingeführten Zahlungsetat, der Kompagnie-Chef eines Regiments, das am wenigsten gut bezahlt ward, doch über sechzehn hundert Thaler. Derjenige nun, der vierzehn hundert Thaler jährliches Einkommen verliert, hat doch gewiß nicht unrecht, wenn er klagt, daß er zurückgesetzt worden sey. Wenn nun aber in keinem europäischen Dienst eine Kompagnie so viel, wie in diesem, einbringt, wo es noch überdies viele Kompagnien gab, die zwischen zwei und drei tausend Thaler abwarfen: so habe ich doch auch nicht unrecht, wenn ich sage: der Officier stehet in diesem Dienste am besten. Der Soldat, dessen Rock nicht mehr so gut ist, als er vor zwanzig und mehrern Jahren geliefert wurde, kann mit Recht klagen. Er ist aber, wenn er alle Jahre auf dem Tage vom Kopfe zu Fuß neu gekleidet wird, doch gewiß noch immer besser bekleidet, als ein anderer, der kaum mehr weiß, wenn sein Montirungs-Jahr eigentlich angeht. Eben so gieng es mit allen übrigen gerechten Klagen der preußischen Armee; in Vergleich mit allen übrigen, genoß sie noch immer ausgezeichnete Vorrechte und Vortheile.

In dem allerletzten Lebensjahre ſtimmte ſich der König gleichſam noch einmal um. Er ſchien zu fühlen, daß ihn ſeine Kräfte ſo verließen, daß er das, was er ſich zur Pflicht gemacht hatte, nicht mehr zu leiſten vermöge. Er ward ſehr ſanft, und ſchien gleichſam dafür erkenntlich zu ſeyn, daß man ſo viel Geduld mit ihm habe. Nichts konnte ihn ſo unwillig machen, als wenn er, was auf die letzt ſehr oft erfolgte, aus gänzlicher Abnahme des Gedächtniſſes, Fehler machte. Seine Neigung zum Arbeiten verlor er bis zu ſeinem letzten Augenblicke nicht; aber die Kräfte dazu fehlten ganz. Er beſorgte, bis auf den letzten ſeiner Tage, noch immer die Regierungsgeſchäfte; aber freilich gingen ſie langſam, zuweilen konfus, und oft ſtokten ſie völlig.

Sein lebhafter, immer glänzender und ſo paſſender Witz verließ ihn, als er ſchon faſt halb ſterbend war, nicht, wovon ich nur folgenden Einfall deſſelben, als einen Beweis, anführen will:

Die berühmte Halsbandgeſchichte, mit allen ihren Folgen, war in ſeinen letzten Lebenstagen gleichſam die hiſtoire du jour von ganz Europa. Sie unterhielt den König außerordentlich, und er erkundigte ſich alle Augenblicke nach dem fernern Erfolg derſelben. Endlich fragte

er

er wieder einmal den Herrn von Lucheſini: „Eh bien comment va le collier?“ Als ihm dieſer nun erzählte, daß der Cardinal ſey arretirt und verhört worden, ſo antwortete er ſehr ernſthaft: „Vous verrez que cet homme n'aura pas aſſez d'esprit pour prouver qu'il à eté une béte.“ Mich dünkt in dieſen wenigen Worten des beinahe ſterbenden Königs lag ein vollſtändiger und richtiger Kommentar über die ganze Geſchichte.

Ich muß noch einen ſehr ſonderbar ſcheinenden Umſtand aus der Lebensgeſchichte des Königs erwähnen. Eines der allerletzten, und nach der Erzählung einiger Männer, die es wiſſen können, ſogar das allerletzte Geſchäfte des Königs, war die Unterzeichnung des Todesurtheils eines Menſchen, der in Berlin Feuer angelegt hatte.

Diejenigen, die dem König dadurch wirklich Unrecht thun, daß ſie ihn zu einem Gott erheben wollen, finden hierin eine außerordentliche Größe und Stärke der Seele. Andere, die ihm ſo gern etwas von ſeiner außerordentlichen Größe entziehen möchten, halten dies hingegen für einen untrüglichen Beweis ſeiner Härte und Grauſamkeit. Ich muß offenherzig geſtehen, ich finde darin keines von beiden. Iſt der Regent einmal überzeugt (ob dieſe

Ueberzeugung richtig iſt, darüber kann und will ich mich jetzt nicht weitläuftig einlaſſen) daß Todesſtrafen gerecht und nothwendig ſind; hat er Urſach zu glauben, daß ſeine Richter und Rechtsgelehrten, die das Todesurtheil abgefaßt, ihre Pflicht als eheliche und ſachverſtändige Leute erfüllt haben; ſo deucht mir iſt ein Todesurtheil zu unterſchreiben, keine wichtigere Handlung als die Unterzeichnung einer jeden andern Verordnung.

Die meiſten großen Herrn affektiren hier blos eine Art von Bedenklichkeit; wollen ſie kein Todesurtheil unterſchreiben, ſo hängts ja nur von ihnen ab, die Kriminalgeſetze in ihrem Lande ſo einzurichten, daß ſie nie in dieſen ihnen ſo unangenehmen Fall kommen können. Ich würde es für Schwäche gehalten haben, wenn der König an dem letzten Tage ſeines Lebens das nicht gethan hätte, was er zehn Tage oder zehn Jahre früher zu thun für recht hielt. Die Geſetze müſſen ſtrafen, und nicht der Regent; und warum ſoll ſelbiger eine Ausnahme, die meines Bedünkens eigentlich nie ſtatt finden müßte, gerade jetzt machen, weil er dem Tode näher iſt? Dies könnte man nur von einem ſehr ſchwachen, oder lächerlich bigot werdenden Manne erwarten.

War

War, wie viel Leute behaupten, das Verbrechen des hier zum Tode Verurtheilten nicht so beſchaffen, daß es dieſe Strafe verdiente: dann wehe den Richtern, die ihn dazu verdammt hatten! der König hatte ja ſeine Hinrichtung nicht befohlen; er ließ dem Rechte ſeinen gewöhnlichen Lauf: und man kann doch wahrhaftig einem Regenten ohnmöglich zumuthen, daß er ſelbſt der Defenſor jedes Deliquenten werden ſolle: genug, wenn er nicht, wie Kaiſer Joſeph, aus Hang zur Grauſamkeit, oder aus Freude an den Martern der Menſchen, die Strafen eigenmächtig erhöhet; oder wie mancher andere Fürſt ohne Unterſuchung nach eigener Willkühr ſtraft. Bei dieſem Fall that der König nicht mehr und nicht weniger als ſeine Pflicht; er unterzeichnete einen Befehl zur Vollziehung eines Geſetzes, in der Ueberzeugung, daß er nicht getäuſcht und zu keiner Ungerechtigkeit ſey verleitet worden.

Friedrichs Ruhm wird in allem Betracht mit jedem Menſchenalter ſteigen. Jemehr man Gelegenheit haben wird ihn mit andern großen Herrn in Vergleich zu ſehen, je mehr wird man finden, daß ſeine Erſcheinung eine Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht war. Man wird den vollkommenſten Fürſten neben ihn ſtellen, und wird ſagen: es war ein großer, ein weiſer, ein gütiger

Regent, aber doch noch kein Friedrich. Ich gestehe offenherzig, daß ich das Schicksal dafür, als eine Wohlthat preise; daß es mich zu seinem Zeitgenossen bestimmte, und mir Gelegenheit gab ihn viele Jahre lang in der Nähe bewundern zu können. Ich habe nie Ursache gehabt, wie ein gedungener Schmeichler von ihm zu sprechen, denn er hat mir nie eine außerordentliche Gnade erwiesen. Ich habe offenherzig und aufrichtig erzählt, was ich selbst von ihm gesehen und gehört habe, oder was mir von meinen Freunden, die noch in näherer Verbindung mit ihm standen, gesagt ward.

Leben Sie wohl theuerster Freund, und glauben Sie, daß ich Sie ewig lieben, und diesen größten der Könige, ohngeachtet einiger kleinen Flecken, die ich in seinem Bilde bemerkt habe, noch in dem letzten Augenblick meines Lebens bewundern werde.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN